

Sternberg





Die Dresdener Galerie.

Zweites Bändchen.

Die

Dresdener Galerie.

Geschichten und Bilder.

Von

A. von Sternberg.

Zweites Bändchen.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1858.

Vorwort.

Das Vorwort, das dem ersten Bändchen beigegeben ist, zeigt die Idee, die diesen „Geschichten und Bildern" zugrunde gelegt ist. Wir können auf dasselbe verweisen, indem wir eine Fortsetzung hiermit der Oeffentlichkeit übergeben. Das erste Bändchen war ein Versuch, zu prüfen, ob eine solche Darstellung des Gegenstandes Beifall finden würde; das Resultat hat sich lohnend herausgestellt und somit erhält der Autor Muth, sein Beginnen weiter zu führen.

Der reiche Inhalt der weltberühmten Galerie ist übrigens auch mit diesem zweiten Bändchen nicht erschöpft und es sollen, wenn die Theil-

nahme des Publicums dieselbe bleibt, und nicht anderweitige Umstände hindernd dazwischen treten, im Laufe des nächsten Jahres noch ein drittes und viertes Bändchen folgen.

Dresden, im Spätherbst 1857.

Inhalt.

Die Marquise Pescara.

Tizian.

Unter den schönen Frauen Roms, zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, war Junia, die Fürstin Romagnola, die schönste. Ihr Wuchs hielt sich in dem reinsten Ebenmaß der Antike, ihr Antlitz zeigte, bei aller Vollendung der Form, wenn man etwas tadeln wollte, zu große Ruhe, man mächte sagen, Kälte. Nichts erschütterte diese junonischen Züge. Ein Reiz von Gefälligkeit und Lieblichkeit wäre eine Unmöglichkeit gewesen, allein er würde es bezaubernd gemacht haben, während es jetzt nur befehlend und herrschend war.

Junia war die einzige Tochter eines der reichsten Adelshäuser Roms, ihr Vater, der Fürst Romagnola, stand in hohem Ansehen, er hatte den Ruf eines strengen Mannes von untadel-

haften Sitten. Sein Name wurde zuerst genannt, wenn es auf Vollbringung einer That ankam, dem Vaterlande wichtig und der Gesammtheit von Nutzen. Wenn man ihn suchte, fand man ihn, aber man mußte ihn suchen, da wo man die stolzen Edeln suchte, die sich ihres Werthes bewußt waren. Fügsamkeit und Geschmeidigkeit war nicht seine Sache, obgleich er höfischer Sitte zugethan war. Der Papst Paul III. erhob ihn zu einem Großwürdenträger des römischen Stuhls und Karl V. fügte in das Wappen des römischen Edeln die drei rothen Lilien des castilianischen Adels. Diese Auszeichnungen erfreuten den Fürsten, aber sie überraschten ihn nicht: sein Stolz war auf sie gefaßt.

Aehnlich dem Vater war Junia. Auch sie trug das Haupt hoch. Man sagte sich in Rom, daß sie des Vaters Geheimsecretär sei, wenigstens wußte man, daß sie mit ihm arbeitete, und daß, wenn man sie aus der Thüre des Cabinets ihres Vaters treten sah, irgendeine wichtige Entscheidung zur Reife gediehen sei. Die fremden Fürsten, sowie ihre Gesandten blickten zuerst

auf die umwölkte oder auf die heitere Stirn Junia's, wenn sie sich Gewißheit verschaffen wollten, ob Das, was sie durchzusetzen gekommen waren, durchsetzbar war oder nicht. Ein zürnendes Auge der jungen Fürstin erschreckte, ein sinnendes weckte Hoffnungen, ein niedergesenktes lähmte diese Hoffnungen und ein offenes, freies machte Glückliche. Ein lächelndes sah man nie. Eher hätte man sich Pallas Athene lächelnd denken können.

Paul der Dritte hatte den päpstlichen Thron bestiegen mit schwankendem Fuße und unsicherm Blick. Mistrauend, wie er war, sah er dicht neben seiner Erhöhung seinen Sturz. Der Boden unter ihm schien zu beben und er getraute sich keinen sichern Schritt zu thun. Aus der dumpfen Enge einer Klosterzelle hervorgegangen, hatte er nie gelernt, einen großen und freien Blick auf die Geschicke der Menschen zu werfen und sein Geist nahm die Richtung zu Kleinlichem und Armseligem hin. Romagnola war es, der ihm Stütze und Halt wurde. Der Stolz und der Trotz dieses Mannes legten in die Seele dieses

Greises zu Zeiten feste Entschlüsse und eifrige Thaten. Aber es gab Augenblicke, wo dieser Günstling ihm ebenfalls verdächtig wurde, so wie er alle Welt beargwöhnte, und diese Zeichen der Schwäche benutzten des Fürsten Feinde, um ihn zu stürzen. Es gelang ihnen ihr Plan nicht, aber so viel erreichten sie, daß Romagnola durch Gesandtschaftsreisen öfters dem persönlichen Verkehre mit Seiner Heiligkeit entzogen wurde. Und dies war ihnen ein mächtiger Vortheil.

Wir richten unsern Blick auf Junia; denn mit ihr haben wir es ausschließend zu thun. Sie verließ ihren Vater nie. Mochte es sein, daß man ihn nach Spanien sandte, an den Hof Frankreichs oder zu einem der kleinen italienischen Fürsten, sie war stets in seinem Gefolge. So sehen wir sie denn auch jetzt, wo unsere Erzählung beginnt, an dem Hofe zu Ferrara, wo damals sich drei berühmte Männer aufhielten: Ariost, Aretino*) und — der noch junge Tizian,

*) Ein italienischer Classiker des 16. Jahrhunderts, ein feiner Kunstkenner, damals gefürchtet wegen seiner

aber bereits durch geniale Schöpfungen seines Pinsels bekannt. Man kann sich denken, welchen Eindruck auf diese an sich so verschiedenen poetischen Naturen die Erscheinung eines Weibes machte, von dem großartigen Schönheitsgepräge der jungen Fürstin. Sie entschlossen sich alle Drei, ihr den Hof zu machen, und sie fanden einen Nebenbuhler in dem Herzog, der sich beeilte, den Vater mit Gunstbezeigungen zu überschütten, um dadurch die Tochter für sich zu gewinnen. Doch die Göttin blieb auf ihrem Siegeswagen, sie stieg nicht herab, um Einen aus diesem Gefolge zu wählen. Der berühmte Sänger des „Orlando" fand keine Demüthigung des Stolzes darin, die Nächte hindurch wie ein gewöhnlicher Citherspieler unter dem Fenster des Palastes zu stehen, um sein Lied zu singen — vergebens. Tizian bemühte sich, um nur eine Sitzung, um eine Skizze zu vollenden, die er im Geheimen

scharfen Satire und seines stets schlagfertigen Witzes, als Mensch aber wegen seines wüsten Lebens und seiner Zügellosigkeit wenig geachtet.

angefangen; er erhielt diese Gunst nicht, und Aretino's schönste Sonette blieben unbeachtet. Nur den Artigkeiten des Herzogs wurde ein gemessenes Entgegenkommen gezeigt, aber dieses galt der Diplomatie, nicht der Liebe. Verzweifelnd über die Kälte des göttergleichen Weibes entschloß sich Ariost, den Hof zu verlassen, Tizian stürzte sich in ein theologisches Thema und malte ein Concil der Kirchenväter, die über die unentweihte Empfängniß Maria's disputirten, nur Aretino, der boshafte, der tückische Aretino, beleidigt, sich abgewiesen zu sehen, verließ den Gegenstand früher seiner Liebe, jetzt seines Hasses, nicht und sann auf eine Gelegenheit, um sich zu rächen.

Der Fürst verließ mit seiner Tochter den Hof von Ferrara; Aretino begleitete ihn nach Rom. Er war der angenehmste Gesellschafter, den man sich wünschen konnte. Geistvoll, witzig, immer bereit, ein treffendes Wort zu geben und zu nehmen, stets in heiterer Laune und voll von Aufmerksamkeiten gegen Die, denen er sich verpflichtet zeigen wollte. Ein gewandter Welt-

mann, wie es keinen zweiten gab, hatte er den weitesten Horizont vor sich, und da die Empfindlichkeit und Reizbarkeit seines Gewissens ihn nicht beengte, so erweiterte er diesen Horizont auch gelegentlich nach Richtungen hin, wo das Auge eines ehrlichen Mannes nicht hindringt. Boshaft bis in die tiefste Falte seiner Seele hinein, zeigte er die offene Stirn und das heitere Lächeln einer Natur, die Ursache hat, zu glauben, daß sie sich ebenso mit dem Himmel wie mit der Erde gut stehe. Er, der seine Feder angesetzt hatte, um die berüchtigten Gemälde Julio Romano's so zu erklären, daß die Linien, die die Feder zog, noch die an Zügellosigkeit übertraf, die der Griffel vorgezeichnet hatte; ich sage, dieser Mann machte, wenn er wollte, so reizende Schäfergedichtchen, daß sie die Unschuld selbst mit Entzücken las. Junia wußte, was sie an ihm hatte; sie wollte ihn auch gern zum Gesellschafter, nur nicht zum Liebhaber, und da Aretin auf diese Stellung verzichtet hatte, so gab ihm Junia Ersatz, indem sie ihm zeigte, wie sehr sie mit ihm harmonirte, wenn es darauf ankam, über

Bücher, Menschen und Dinge ein Urtheil zu fällen.

„Sie ist ein Teufel", schrieb er an Ariost, „aber ich werde sie zu meinen Füßen legen. Ich oder sie — Einer von uns muß siegen. Nie hat mich ein Weib so beschäftigt, wie dieses — das soll sie mir entgelten. Ich sinne über meine Rache, wie ein Poet über sein Gedicht. Ich sitze Nächte lang auf und ziehe sie heimlich groß, und freue mich an ihrem Wachsthum. Armer Ariosto, der du glaubtest, dieses Weib könne durch einen schönen Vers besiegt werden! Es sind andere Mittel nöthig — um daß sie falle. Fürs Erste habe ich schon bemerkt, daß sie mit ihrer Stellung nicht zufrieden ist, sie will noch unabhängiger dastehen, als es bei diesem sie verzärtelnden Vater der Fall ist. Dies kann nur durch Heirath geschehen. So weit habe ich sie. Jetzt gilt es, den Mann zu finden. Ich will mich unter meinen Schülern umsehen. Es ist nicht die erste Frau, die ich verderbe! Erkundigt Euch, Freund Ariosto, nach einem gewissen Bernardo, er muß jetzt in Neapel

verweilen, wenn er nicht als Bravo im albaneser Gebirge umherstreift. Denn wie ich ihn verließ, war er von allen Mitteln entblößt, und wurde von den Sbirren verfolgt. Schreibt mir, was Ihr über ihn in Erfahrung gebracht habt. Lange Zeit habe ich mich damit abgegeben, diesen jungen Mann zu bilden — für meine Zwecke; dann wurde mir die Arbeit zu mühevoll und ich ließ ihn seiner Wege gehen. Es thut mir leid, mein Entschluß war vielleicht zu rasch, ich hätte länger ausharren sollen; allein der Draht, den ich befestigte, um ihn nach Gefallen daran zu ziehen, wollte nicht haften, ich wurde ungeduldig, was ich doch sonst nicht leicht werde. Jetzt will mir sein Bild nicht aus dem Kopfe. Er ist über alles Maß hinaus wild, frech und zügellos, aber dabei mir gehorsam. Wir wollen sehen, was sich nachholen läßt. Vor allen Dingen muß er aus dem Schlamm gezogen werden, in welchen er sich jetzt gestürzt. So können wir ihn nicht brauchen."

Einige Wochen später schrieb Aretin nochmals:

„Was Ihr mir von dem Bernardo schreibt, trifft zu. Er war also eingefangen und sollte bereits auf die Galeere abgeliefert werden. Der Commandore, dem Ihr mein Schreiben abliefert, der mein Freund und mir Dank schuldig ist, weil ich ihn einst aus einer häßlichen Geschichte gerissen, hat, wie ich es gewünscht, rasch gehandelt und den Bernardo entschlüpfen lassen. Nun will ich mit ihm eine Zusammenkunft halten und ihn instruiren. Sollte er für diesen Zweck nicht tauglich sein, so bringe ich ihn in päpstliche Dienste, und er muß mir als Spion Diejenigen überwachen, von denen ich etwas zu fürchten habe. Doch ich hoffe, er wird meine Erwartungen erfüllen. Ihr schreibt mir, theurer Bruder, daß Ihr den Burschen nicht so schön findet, als Ihr nach meinen Andeutungen ihn zu finden den festen Glauben gehabt. Laßt ihn nur erst in feinem genuesischem Sammet stecken, mit der goldenen Kette um den Hals! Sein schwarzes wildes Lockenhaar, seine dunkeln, glühenden Augen! Ich will ihm schon die Kunst lehren, alles dieses und noch manches Andere

ins gehörige Licht zu stellen! Dazu bin ich der Mann. Beim Bacchus, wozu hätte ich denn meine Weiberkenntniß! Der Fürst geht nach Madrid, seine Tochter natürlich mit ihm, sie sollen Karl V. von Seiten Seiner Heiligkeit beglückwünschen und ihn nach Rom zur Krönung einladen. Der Fürst, der ohne mich nicht leben kann, hat mich gebeten, ihn zu begleiten. Ich gebe mir die Miene, als folgte ich aus Höflichkeit und erzwungen dieser Einladung, die mir das Erwünschteste ist, was mir hätte kommen können."

Nach Verlauf dreier Monate sehen wir Junia am Hofe zu Madrid. Sie ist die Sonne, um die sich Alles bewegt. Karl, der Held des Tages, nicht mehr jung, aber immer noch ein Glücksjäger bei den Schönen, wetteifert mit seinem jugendlichen Sohne, Philipp, der schönen Römerin ein Lächeln zu entlocken. Feste folgen auf Feste; der spanische Adel tummelt in Festturnieren seine andalusischen Rosse, um den stolzen Blick der jungen Fürstin auf sich zu lenken. Die Sonne von Sevilla hat farbige Früchte

gereift, glühende Romanzen und Notturnos, und diese werden unter dem Balcone der kaiserlichen Hofburg von verführerischen Stimmen in die blaue Mondnacht gesendet. Was tausend Frauen rührt, Junia rührt es nicht. Sie bleibt kalt, ruhig, leidenschaftslos, immer bedacht, die Schritte ihres Vaters zu leiten, auf seinem Wege die Hindernisse hinwegzuschaffen, kurz, immer mit Politik beschäftigt, und wenn sie sich eine müßige Stunde gönnt, so verplaudert sie diese mit Aretin, mit dem sie zusammen Sonette dichtet und Epigramme fertigt. Auch mit Ariost bleiben Beide im Briefwechsel. An den Letztern schreibt Aretin:

„Erwäge meine Lage! Immer in der Nähe eines Weibes, das ich bis zum Wahnsinn begehrt habe und das ich jetzt vernichten will. Je liebenswürdiger sie sich mir zeigt, um so schärfer wetze ich mein Messer. Ich hole aus zum Stoße, während sie, nichts ahnend, lächelnd und sicher an meiner Seite sitzt. Kalt und berechnend, gehe ich Schritt vor Schritt weiter, und ziehe meine Pflanzen, wie der sorgsame Gärtner groß, indem ich sie vor jedem Nachtwind, jedem Sturmwind hüte."

Im Gefolge des Gesandten der Republik von St.-Marco erschien am Hofe Karl's ein Marquis Pescara, ein Mann, der die Blicke auf sich zu lenken wußte. Groß, schön gewachsen, mit dem Anstand eines Fürsten, machte er zugleich den Eindruck eines Piraten, der die Welt, mit tausend Gefahren kämpfend, durchzogen hatte. Unbeugsamer Trotz lag in seinen Augen und Wildheit und Spott leuchtete unter den schwarzen Wellen seines gekräuselten Bartes. Man war neugierig über seine Herkunft, doch waren die Zeugnisse da, daß sein Wappen ein untadeliges sei, und Mitglieder seiner Familie sich in den Registern des Goldenen Buches des venetianischen Adels fanden. Dies genügte. In einer Zeit, wo so viele glückliche Abenteurer umherzogen, die Söhne von Vätern, die diese Söhne nicht anerkannten, wollte und konnte man nicht so genau prüfen. War doch Don Juan von Oestreich selbst ein solcher Abenteurer. Der Marquis Pescara wurde mit Beifall aufgenommen, und Aretin führte ihn in dem Hause des Fürsten Romagnola ein. Junia gab nicht das

mindeste Zeichen, als wenn sie sich mit dem neuen Ankömmlinge beschäftige, und doch war dem so.

Eines Tages sagte sie zu Aretin, als sie eben die Satiren des Lucian gelesen hatten, eine Lectüre, die Junia liebte und die Aretin vortrefflich zu illustriren wußte, indem er sie auf die Gegenwart anwendete: „Signor, gebt mir einen Rath, soll ich mich vermählen?"

„Wozu? seid Ihr mit dem Manne nicht zufrieden, den Ihr habt?"

„Ich, einen Mann?"

„Nun ja, Ihr habt Euch selbst; die schöne Hülle ist eine Lüge: ein Weib seid Ihr nicht."

„Ihr sucht das Weib nur in der Schwäche."

„Sollen wir sie in der Stärke suchen, was sind wir Männer denn?"

„Was ihr stets gewesen seid; so lange die Stärkern, als kein Stärkerer kommt."

„Sei es; doch was hat das mit der Ehe zu thun? Die großen Geister heirathen überhaupt nie. Sie schließen augenblickliche Verbindungen, die sie rasch zerreißen, wenn sie ihnen

lästig fallen. Nur der große Haufe schließt Ehen, weil es des großen Haufen Geschäft ist, die Welt zu bevölkern. Was macht sich ein Philosoph daraus, Vater genannt zu werden? Er, der die Ideen seine Kinder nennt?"

„Genug! was sagt Ihr von dem Marquis Pescara?"

„Der Venetianer?"

„Derselbe."

„Wenn ich zu wählen hätte, würde ich ihn nicht wählen, er beweist zu wenig Fügsamkeit und Unterwürfigkeit. Hat er auch noch je eine Serenade gebracht?"

„Ist das nöthig?"

„Wenn er auf den Saiten eines Herzens spielen will, muß ich vorher sehen, daß er die Saiten der Cither zu rühren weiß, sagt die Catalonierin."

„Ich liebe die singenden Männer nicht, sie sollen reden oder — schweigen."

„Letzteres ist die Eigenschaft unsers Helden."

„Sagt ihm, daß er heute bei dem Feste nicht fehle, das man meinem Vater zu Ehren

gibt. Es ist das Abschiedsfest, morgen gehen wir nach Rom zurück."

„Ich werde Euren Auftrag bestellen, Signora."

Aber er bestellte diesen Auftrag nicht. Wie die Kerzen im hellglänzenden Prachtsaale schimmerten, war unter der Menge Einer nicht zu finden, und dieser Eine war der Marquis von Pescara. Junia hatte ihn schon gesucht und sie flüsterte jetzt ihrem Vertrauten zu: „Habt Ihr ihn herbeschieden, wie ich gesagt?"

„Signora, dieser Wildfang hat es vorgezogen, eine Jagdpartie, die schon längst verabredet war, heute abzuhalten. Er läßt sich entschuldigen."

Die Fürstin erwiderte nichts; es war nicht der leiseste Zug von Bewegung in ihrem Gesichte zu lesen, und dennoch las Aretin darin, daß er gesiegt habe. Diese Vernachlässigung, die erste, die sie erfuhr, reizte die Stolze. Aretin wußte jetzt, daß er rasch vorwärts schreiten durfte. Er gab seiner Creatur Befehl, sich um das Opfer zu bewerben, das reif war, zu fallen.

Das Abschiedsfest war vorüber, einige Tage mußte der Fürst noch zugeben; als es wirklich zur Reise kam, erschien der Kaiser, den Herzog von Olivarez an der Hand führend.

„Ich komme als Brautwerber, Fürstin!“ sagte der mächtige Herrscher mit der gütigen Stimme eines Protectors; „hier, einer der ersten Granden meines Reiches wirbt durch mich um Eure Hand, Donna Junia! Werdet Ihr Euch weigern, einem würdigen Manne, der zugleich mein Freund ist, anzugehören?“

„Sire“, entgegnete die junge Römerin, „Seine Hoheit, der Herzog kommt zu spät; vor einer Stunde habe ich mich mit dem Marquis Pescara verlobt!“

Welche Worte! der ganze Hof ist sprachlos vor Erstaunen. Man blickt auf den Vater; auch dieser scheint zum ersten mal diese Nachricht zu hören. Indessen läßt sich nichts Anderes hier thun, als dem Marquis Glück zu wünschen, der über den Herzog von Olivarez den Preis davon getragen hat, ohne daß man wußte, daß er überhaupt nach diesem Preise ringe.

Junia triumphirte und über Junia triumphirte Aretin.

In Bologna wurde die Hochzeit mit fürstlicher Pracht gefeiert, dann begaben sich die jungen Vermählten nach Rom. In der Vorhalle des Palastes Romagnola fand folgendes Gespräch statt.

Aretin: „Kennt Ihr schon, Signor, den ganzen Umfang des Vermögensantheils, der Euch zugefallen?"

Der Marquis: „Vollkommen. Es sind Landgüter und baare Geldsummen."

Aretin: „Die erstern behaltet, von den letztern gehört mir die Hälfte."

Der Marquis: „Euch, Signor?"

Aretin: „Mit vollkommenem Rechte; ich zog Euch aus der Niedrigkeit empor und habe Euch erstens eine Stellung und dann diese Heirath verschafft. Ihr wißt, Ihr waret genöthigt, einen falschen Namen anzunehmen, und doch hat Euch die Gerechtigkeit gefunden. Ihr waret verloren, wenn ich nicht kam, Euch zu retten. Euere Familie hat sich von Euch losgesagt."

Der Marquis: „Soll ich Euch für alles dieses dankbar sein?“

Aretin: „Haltet es damit, wie Ihr wollt.“

Der Marquis: „Nun denn, ich halte es so, daß ich Euch keinen Dank und auch kein Goldstück zahle! O, ich weiß auch, wie ich in der Welt mich zu benehmen habe!“

Einen Augenblick leuchtete ein Blitz in Aretin's Auge, dann sagte er mit seinem gewohnten kalten Lächeln: „Gut, Signor, ich habe ja die Papiere des Commandore über Euch in meinen Händen. Morgen erfährt ganz Rom, daß Bernardo und der Marquis Pescara eine und dieselbe Person ist.“

Der Marquis gab nach, indem er mit den Zähnen knirschte und seinen Dolch in der Scheide zuckte. Jetzt war Aretin's Mission vollendet; Das, was nun folgen sollte, konnte er getrost seinem Zöglinge überlassen.

Sieben Jahre waren vergangen und nun entrollten die letzten Scenen dieser Tragödie. Wir haben es jetzt mit dem Bilde zu thun, das die Meisterhand Tizian's schuf und auf dem die

Heldin unserer Erzählung uns zum letzten male und in einer gänzlich umgeschaffenen Gestalt entgegentritt. Wir sehen ein stolzes Herz gebrochen, einen wilden Sinn gebeugt. Laßt uns nun die Geschichte dieses Bildes erzählen.

Wir haben es jetzt mit Tizian zu thun. Eines Abends sitzt der berühmte Künstler mit einigen Freunden bei einem kleinen Festmahle in der Villa des Cardinals Orsini in Rom, da wird ihm gemeldet, daß Jemand ihn zu sprechen wünsche. Es ist der Bote einer vornehmen Dame, die ihn zu sich bescheidet. Der Name dieser Dame klingt dem Künstler fremd ins Ohr, dennoch machte er sich sogleich bereit, dem Diener zu folgen, nachdem er seine Freunde nur wenige Augenblicke zu verlassen gedenkt. Er wird in einen Palast geführt und in einem prachtvoll decorirten Gemache allein gelassen. Bald öffnete sich die Thür und eine hoch und schlank gewachsene Frau, in schwarze Schleier gehüllt, tritt herein, bleibt stehen und scheint sich die Züge und die Gestalt des Künstlers mit Aufmerksamkeit zu betrachten. Endlich nimmt

sie einen Sessel ein, ihrem Gaste gegenüber. Als sie den Schleier zurückschlägt, glaubt Tizian, diese edlen, reinen Formen, die die Schönheit, aber auch die Kälte des antiken Marmors an sich tragen, schon einmal gesehen zu haben.

„Ihr erkennt mich nicht wieder, Meister“, hebt sie an, „es sind über zehn Jahre, daß wir uns in Ferrara gesehen haben.“

„Fürstin Romagnola!“ ruft der Künstler.

„So hieß ich damals“, entgegnete sie.

„Ihr seid vermählt?“

„Gewesen.“

Nach diesen Worten entsteht eine Pause. Die Dame sieht zu Boden nieder und ihre Stirn ist umwölkt, die starre Blässe ihres Gesichts scheint sich noch gesteigert zu haben. Mit Anstrengung nimmt sie endlich wieder das Wort und sagt: „Damals, Meister Tizian, wünschtet Ihr mein Bild zu malen, ich hatte Gründe, Euch dieses Begehren, obgleich es meiner Eitelkeit schmeichelte, abzuschlagen, ich komme, um Euch zu bitten, dieses Bild jetzt zu schaffen.“

„Ihr sollt in mir Euern gehorsamen Diener finden, Signora. Bestimmt mir nur den Tag und die Stunde, denn ich mache diesmal nur einen kurzen Aufenthalt in Rom.“

„Laßt es morgen in der Frühstunde sein.“

„Wohl. Ihr wünscht doch ein Bildniß?“

„Nicht das allein. Ihr sollt mich in Verbindung bringen mit der Madonna und dem Christkinde, und zwar will ich als Reuige und um Vergebung Flehende vor der Mutter Gottes erscheinen.“

Tizian glaubt seinem Ohre nicht trauen zu dürfen, als er diese Worte hört. Die stolze Junia eine Fromme! Die Freundin Aretin's eine Devote! Diese Gedanken müssen in dem offenen und freien Antlitz des großen Mannes zu lesen gewesen sein, denn die Dame schlägt verwirrt und finster die Blicke von neuem zur Erde, und von neuem entsteht eine Pause beiderseitiger Befangenheit.

„Wollt Ihr?“ fragt sie.

„Gewiß“, erwidert er, „nur laßt mich über diese Aufgabe nachdenken. Ich habe schon

mehr als eine galante Dame vor den Thron der jungfräulichen Gottesmutter gebracht, aber es war nicht gerade nöthig, sie in Reue- und Zerknirschung darzustellen. Ich habe diese schönen Frauen dargestellt, wie sie eine anständige und respectvolle Verbeugung vor der Mutter Gottes machen, dies ist, dünkt mich, genug. Wozu ein Weiteres? Soll die Welt unnützerweise Dinge erfahren, die sie nichts angehen? Wenn ich Euch als Magdalena male, mit Thränen im Auge, und zaghaften Schrittes dem Throne der Madonna sich nähernd, so wird alle Welt fragen, was hat die Fürstin verbrochen, warum kommt sie in solcher Gestalt vor die Gottesmutter? Aber dies sind nur meine besondern Ansichten, Signora, thut was Euch gefällt, ich bin nur froh, daß Euere erhabenen Züge sich endlich einmal meinem Pinsel anvertrauen."

Den andern Tag wurde das Bild begonnen. Der Künstler hatte eine Skizze mitgebracht. Auf dieser sah man die Mutter Gottes in der Hütte sitzen, das Kind auf dem Arme, und mit dem Gepränge einer Fürstin, gefolgt von einer

Dienerschar, trat die schöne Frau in ihrem weltlichen Glanze in diesen bescheidenen Raum.

„So will ich's nicht“, rief die Dame etwas heftig, „die Madonna soll auf dem Throne sitzen und ich will als niedere Magd vor ihr stehen. Seht her, in diesem Gewande!“

Und damit warf sie den langen schwarzen Schleier ab und stand in einem einfachen weißen Kleide vor dem Künstler, der, geblendet von der Schönheit und dem wundersamen Ernste dieser Gestalt, mit langen prüfenden Blicken auf dieser Form weilte. Es war allerdings nicht die Demuth und Zerknirschung einer Magdalena, wie man sie gewöhnlich darstellt, es lag zu viel Trotz, zu viel finsterer Unmuth in diesen Zügen, aber es war dennoch eine irdische Größe, die sich vor der himmlischen beugte. Das wundervolle Gemälde, das Tizian geschaffen, zeigt uns den Seelenzustand, dieses stolzen, nicht gebeugten, nur gebrochenen Weibes.

Dieses Bild fesselte unsern Künstler so sehr, daß er statt der Tage, die er bleiben wollte, Wochen blieb. In dieser Zeit wurde er mit

der Marquise so vertraut, wie es überhaupt möglich war, mit ihr vertraut zu werden. Allein das finstere Geheimniß, das ihre Seele einschloß, erfuhr er nicht. Den Verlust ihres Vaters beklagte sie innig, von ihrem Gemahl, den sie vor wenigen Jahren verloren, sprach sie nicht, ebensowenig von zwei Kindern, die bald hintereinander gestorben. Diesen Umstand erfuhr der Künstler durch Andere. Aber ein Gespräch hatte er eines Tages mit ihr, dessen Inhalt ihn mit einem namenlosen Grausen erfüllte und, wenn er die einzelnen Andeutungen, die in den Worten dieser Frau lagen, weiter zu verfolgen versuchte, ihn vor ihr zittern machten. Welch' eine Welt von Stolz, von Eigenmacht, von wilder Rachgier und kalter Grausamkeit lag in diesem Weibe? Welche Verbrechen belasteten ihre Seele!

Es war von dem Geschick der Frauen im Allgemeinen die Rede gewesen, plötzlich fuhr die Marquise auf und sagte:

„O, nennt mir irgendein Schreckniß in der Welt, eine entsetzliche Qual, eine die Seele

zerreißende Demüthigung, es ist alles nichts gegen das Geschick eines Weibes, das von einem Manne, den sie haßt, die Pfänder einer schmachvollen Ehe unter dem Herzen tragen muß! Da ist Alles beisammen, was Erniedrigung und Elend heißt. Von dem ein Leben zu hegen, der unsers Lebens Feind! O, ihr ewigen himmlischen Gewalten, kann es da anders kommen, als daß in der Hand dieses niedergetretenen Weibes Dolch oder Gift ihre willkommenen Dienste leisten?" — Nach einer Weile setzte sie hinzu: „Ihr habt mich auf meiner Höhe gesehen, ich bin von dieser Höhe vor der Welt nicht herabgestiegen, und wenn mir ein solcher Sturz drohte, so würde ich ihm rasch zu entgehen wissen. Daß ich mich mit dem Himmel versöhnen will, ist nur allein mein Entschluß, keine äußere Gewalt bringt mich dazu. Ich will dieses Bild, das Ihr auf mein Geheiß malt, in meinem Gemache aufstellen, und wenn es mir gelingt, mein Herz zu bezwingen, so will ich, demüthig, wie ich hier im Bilde stehe, vor die Gebenedeite hintreten und ihr sagen:

Bereuen kann ich nicht, was ich gethan habe; ich konnte nicht anders! Doch gib mir Frieden, heiligste und reinste der Frauen — gib mir Frieden — Frieden!"

Diese letzten Worte wurden mit einem herzzerreißenden Tone gesprochen, der in diesem stolzen Munde ganz besonders erschütternd klang.

Wenige Jahre nach diesen Vorfällen erfüllte Rom die Kunde von einer entsetzlichen That, die Thäterin selbst war nicht mehr unter den Lebenden. Die Marquise Pescara, so hatten jetzt die Nachforschungen ermittelt, hatte ihren Mann und ihre Kinder vergiftet. Der Verdacht war bereits einmal schon rege geworden, doch hatten die Stellung der Verbrecherin und ihre mächtigen Verwandten ihn niedergehalten, es kam jetzt zur öffentlichen Anklage. Aretin — hatte diese Anklage erhoben. Die Marquise fand man eines Morgens todt in ihrem Gemache. Rom hatte sein schönstes, aber auch sein verbrecherischstes Weib verloren.

Das Bild Tizian's von ihr gewann an großer Bedeutung, just da die Schicksale dieser

Frau bekannt wurden. Auch wir, die ferne Nachwelt, stehen mit ganz anderm Gefühl vor diesem Bilde, da wir seine Geschichte kennen, als wenn wir nur die Meisterschaft des großen Künstlers zu bewundern hätten.

Ueber Tizian selbst fügen wir kein Wort weiter hinzu. Sein Leben und seine Werke sind weltbekannt.

Die Nacht.

Correggio.

Will man einen Maler der Heiterkeit, des blühenden Lebensgenusses, der unvergänglichen Schönheit, so wähle man Correggio; man findet keinen Zweiten. Unter seinem Pinsel wird selbst der Schmerz anmuthig, die Trauer begehrungswerth, das Leiden liebenswürdig. Deshalb verdammen ihn die Frommen; er ist ihnen nicht zerknirscht, nicht gebrochen, nicht trocken genug, um einen Platz einzunehmen unter den Malern, die es mit der Passion Christi zu thun haben und mit den sieben Schwertern, die das Herz seiner göttlichen Mutter durchbohrten. Correggio weiß nichts von der Andacht eines Giotto, der Buße eines Fiesole, die ihre Bilder knieend und unter Vergießung heißer Thränen malten; er malt die seinigen lächelnd und mit dem guten Herzen

eines frommen Mannes, der die Welt liebt und sich ihrer freut. Und die Welt, das heißt die große herrliche Schöpfung Gottes, vergalt diese Liebe, indem sie ihrem edelsten Sohne jene unvergeßlichen Lichter und Farben auf die Pallette streute, die für unser Auge den schmeichelnden Reiz nicht endender Liebkosungen haben. Alles, was es Süßes gibt in dem Schwunge einer schönen Linie, in dem Anschwellen einer lieblichen Form, in dem Glanze eines Auges, das sich halb unter Entzücken und Lächeln schließt, wußte er aus dem Vorrath aufgehäufter Schätze der Schöpfung herauszufinden. Und der Himmel weiß, wer ihm dieses Colorit lehrte, das unter unsern Augen zu erröthen, zu erbleichen scheint! Wer lehrte es ihm? Sagt mir, ihr die ihr täglich auf euerer stillen Kammer um Farbe bittet, die ihr das Klopfen des Pulses unter dem Alabaster der Haut wiedergebt, die ihr die zeugende Kraft anfleht, euch nur ein Theilchen jener Gabe zu schenken, warme Schatten über eine lichte Fläche hinzuhauchen, so hinzuhauchen, daß es scheint, als würfe sie der nächste Mo-

ment wieder fort, — sagt mir, worin bestand dieses Mannes Geheimniß? Ihr wißt es nicht. Und dieser Mann hatte keine Schüler, er malte Alles selbst und oft bei verschlossener Thüre. Ob der heilige Lucas ihm nicht zu Hülfe kam? O nein; erstlich malte der heilige Lucas selbst herzlich schlecht, wenn wir dem Josephus glauben sollen, und dann — wie hätte ein Heiliger zugegen sein wollen, wenn eine Leda entstand, eine Danaë, eine Io — alles Gestalten skandalöser Histörchen, grundverderbter Sitten, von denen ein Apostel nichts weiß und nichts zu wissen braucht? Nein, der heilige Lucas half unserm Correggio nicht; wenn ihm Jemand den Pinsel führte, ihm die Ideen zu seinen Bildern eingab, so war es die ewig heitere Muse des Boccaccio, diese schalkhafte Plaudertasche, diese niedliche kleine Kaffeeschwester des heidnischen Olymps, die zur Erde niederstieg, um die Menschen wieder lachen zu machen, die das Lachen unter all den finstern Mönchserfindungen vergessen hatten. Wir nehmen den Hut ab vor dem tiefen Ernste eines Murillo, wir beugen uns vor

der erhabenen Würde eines Rafael, wir sehen aus der Ferne, aber mit Respect, auf die trocken heilige Abgelebtheit der Figuren eines Dürer, aber wir lieben — nur Correggio. Er schmeichelt sich in unser Herz, und wenn wir ein Bild von ihm sehen, so ist es uns, als hätte unser Leben Reiz und Anmuth gewonnen, als könnten wir Manches leichter tragen, geduldiger hinnehmen, was uns früher unerträglich war. Das ist die Kraft des Liebenswürdigen, — eine starke, still wirkende Kraft, die die Schönheit nicht entbehren kann, worin sie in ihrer ganzen Fülle wirken, sich unserer Seele bemächtigen will.

Es ist eine Fabel, daß Correggio so arm war, daß er fast betteln gehen mußte mit seiner Kunst; er war ein Mann, der das Seinige zu bewahren verstand und der gut bezahlt wurde. Wie hätte auch ein hungernder Bettler den Reiz der üppigen Erdenfreuden darstellen können, wo hätte er wol Gelegenheit gehabt, dergleichen Studien zu machen? Allein wahr ist's, er verließ sein Vaterland nicht, er ging nicht nach Rom; doch das hatte andere Gründe. Nicht

die Armuth hielt ihn ab, Reisen zu machen, denn sein Pinsel hätte ihm überall das Reisegeld verschafft; es war vielmehr, wenn wir nach einem Grunde forschen wollen, Eigensinn; er wollte zeigen, daß man im Lande bleiben und doch ein großer Künstler werden kann.

Im Jahre 1519 sehen wir ihn in Parma, wo er die Kuppeln zweier Kirchen malt, und nebenbei die Nonnen des Klosters zu St.-Paul mit einem wundersamen Gemälde beschenkt, das zuerst ihn als den Maler üppigen Lebensreizes zeigt. Es ist auffallend, daß dies in einem Nonnenkloster geschah. Allein die Nonnen zu St.-Paul waren, wie uns Vasari versichert, emancipirte Nonnen, sie lebten ohne Clausur, sie gaben Feste, ordneten Tänze an, man aß bei ihnen, man spielte die Laute, und endlich führten diese Nonnen auch Krieg. Wir wollen dieses Kloster etwas näher ins Auge fassen.

Die Bürgerschaft der Stadt Parma bat bei Gelegenheit ihrer Unterwerfung unter die Macht des Heiligen Stuhls den Statthalter Petri, er möchte doch die Nonnen zu St.-Paul dazu be-

wegen, eine Clausur anzunehmen, denn sie lebten allzu frei. Madonna Giovanna Piacenza führte damals als Aebtissin den Hirtenstab, und sie fühlte sich beleidigt, daß man sie zu Etwas zwingen wollte, was ihr nicht anstand. Mit einem Gefolge von sechzig Damen pilgerte sie nach Rom, und nahte sich dem Throne Julius des Zweiten, um für die unangetastete Souveränetät ihres Klosters Fürbitte einzulegen. Der Papst erschrack über so viel schöne Frauen, die ebensoviel ungezogene Lämmer waren, welche sich dem Krummstabe des Oberhirten nicht beugen wollten. Indessen was war zu thun. Die Aebtissin erhielt eine väterliche Ermahnung der Stadt Parma — dieser guten Stadt, die einst dem heiligen Patrunculus, als er auf der Flucht war, ein Asyl darbot — kein Aergerniß zu geben, indem dies weder christlich noch klug sei. Donna Giovanna kehrte heim, und gab sie früher schon Aergerniß, so gab sie es jetzt erst recht. Das war nicht die Art, sie zur Vernunft zu bringen. Nicht allein daß das Kloster früher sehr weltliche Räume aufzuweisen hatte, diese Räume

sollten jetzt auch bemalt werden, nicht etwa mit der Marter des heiligen Paulus, des Schutzpatrons des Klosters, sondern die Aebtissin hatte ihr Auge auf Correggio geworfen, und diesen kaum zwanzigjährigen jungen Künstler berief sie, um ihr Empfangzimmer mit Gemälden zu zieren. Correggio malte die Jagd der Diana, ein bewundernswürdiger Cyklus der schönsten Bilder. Das war Etwas für die guten Bürger von Parma; sie wußten sich in ihrer Wuth nicht zu mäßigen, und von neuem wurde die Aebtissin zu St.-Paul beim Heiligen Stuhle verklagt. Julius beschied die widerspenstige Tochter nach Rom, allein sie kam nicht, die letzte Reise mochte ihr kein großes Vergnügen gemacht haben; es machte ihr mehr Freude, in ihren neuen so schön decorirten Sälen Gesellschaften zu geben. Sie ließ noch einen zweiten Saal bemalen und zwar diesen von Alessandro Araldi, einem parmesaner Künstler; dieser Saal gerieth aber lange nicht so gut als der von Correggio gemalte. Ueber dem Kamin sah man die jungfräuliche Diana von bezaubernder Schön-

heit. Sechzehn Lünetten befanden sich an jeder Wand, unter der Wölbung der Decke, und die Figuren fingen ungefähr eine halbe Elle vom Boden an. Unter einer Menge mythologischer Gestalten sah man auch zwei Vestalinnen, die eine mit einer Taube, als dem Symbol der Keuschheit, auf der Hand, die andere mit einem Kinde auf dem Arme. Dieses Kind war Jupiter, der der Vesta zur Pflege anvertraut war. Die schönste Gruppe und zugleich die am meisten Anstoß erregende waren drei junge Frauen, völlig nackt, die in einer Umarmung zusammenstanden und von denen die eine sich vom Rücken, die andere von vorn und die dritte im Profil zeigte. Jedermann sah, daß dies die drei Grazien waren, allein es liefen ärgerliche Gerüchte herum, die noch auf etwas Anderes als auf die Grazien deuteten. Das unglückliche Kloster, wie arg wurde es verklatscht! Dann sah man auf diesen Bildern die Strafe der Juno, die bekanntlich von ihrem Gemahl nicht ein mal, sondern wiederholt aufgehängt wurde, mit zentnerschweren Gewichten an den Beinen, und so hängen

gelassen, bis sie ihr Unrecht einsah und Abbitte that. Diese Juno war auch völlig nackt. Um diese schönen Geschichten herum schlangen sich Festons von Früchten und Blumen, die nicht schöner gemalt werden konnten. Der Saal war mithin ein wahrer Tempel des guten Geschmacks, und es war gewiß sehr zu beklagen, daß dieser Saal oder diese gewölbte Halle 1524 dem Publicum verschlossen wurde, denn in diesem Jahre, unter dem Pontificat Leo's X., setzten die Parmesaner es durch, daß das Kloster eine Clausur annehmen mußte. In der Folgezeit waren diese Räume für Niemanden zugänglich, und die darin enthaltenen Schätze trauerten in Dunkel und Einsamkeit. Wir wüßten auch bis auf den heutigen Tag nicht, was der schöne Saal enthielt, wenn nicht gegen Ende des vorigen Jahrhunderts eine Gesellschaft Künstler und Architekten sich Eingang in die Clausur verschafft hätten und wenn nicht der Prinz Ferdinand von Bourbon und der gelehrte Pater Ireneo Affo ihnen gefolgt wären und somit die herrlichen Gemälde gleichsam neu entdeckt wurden. Nun verbreitete

sich die Kunde überall hin; nun eilte man Zeichnungen und Copien zu machen.

Da das Leben und die Schicksale unsers Künstlers so wenig bekannt sind, da sogar das Jahr seiner Geburt ein Gegenstand des Streites ist, ebenso wer sein erster Führer in der Kunst gewesen, ob es Montegna oder ob es sein Oheim Allegri war, und endlich da es nicht einmal bestimmt werden kann, ob er in Rom gewesen, so haben wir für unsere kleine Sammlung begreiflicherweise auch nichts finden können, was zu einer novellistischen Skizze Stoff geboten, aus der wir die Entstehung dieses oder jenes Bildes dieses Meisters hätten herleiten können. Wir können den Leser daher nur über den Meister selbst unterhalten, und von den herrlichen Gemälden sprechen, die die Dresdener Galerie enthält und in welcher Beziehung sie einzig in der Welt dasteht; denn es ist bekannt, daß die schönsten Werke Correggio's und die am besten erhaltenen sich durch einen glücklich gelungenen Ankauf des Königs August III. in derselben befinden.

In Parma malte Correggio noch zwei Kuppeln von Kirchen, und diese Kuppeln geriethen bewunderungswürdig. Bisher hatte noch kein Maler gewagt, den architektonischen Raum zu durchbrechen und den ganzen freien Himmel mit darin herumflatternden Engeln und Heiligen zu füllen. Correggio ließ den ersten Engel in den Himmel steigen; er verlor sich in das Blau der Lüfte und das menschliche Auge sah ihm staunend nach. Und in der That, welche Kunst gehörte dazu, Etwas, was man nie sah, so darzustellen, als könne man es täglich sehen. Die ältern Maler hatten auch fliegende Gestalten in Menge gemalt, aber sie malten sie auf einzelne abgeschlossene Bilderflächen und beabsichtigten keine Täuschung, als solle das Auge den wirklichen Himmel und einen wirklich fliegenden Engel sehen. Selbst Rafael, wenn er gewölbte Räume zu bemalen hatte, theilte sie in einzelne Felder und gab jedem derselben ein für sich bestehendes Bild. Correggio durchbrach die Mauern, er bevölkerte den Himmel bis in die fernste Höhe hinauf mit Gestalten, die sich frei in der Luft

hielten und von unten hinauf beschaut werden mußten. Dazu gehörte eine Kenntniß der Verkürzungen, die eine ganze Welt voll Wunder in sich schloß. Jetzt hatte der Andächtige kein Bild mehr vor Augen, er sah den Himmel selbst erschlossen vor sich, und mit der sichtbar vor seinen Augen hinaufschwebenden Maria konnte auch sein Geist sich hinaufschwingen in die ewigen Lichtsphären. Die zwei Kuppeln wurden auf diese Weise bemalt; die eine war die der Kirche St.-Giovanni, die andere die des Domes zu Parma. In der erstern ist Christi Himmelfahrt, in der zweiten die der heiligen Jungfrau dargestellt; das letztere Werk besonders ist von einer solchen Schönheit, daß Rafael Mengs bekennt, er habe nie eine herrlicher gelungene Kuppelausmalung gesehen. Und diese Riesenwerke schuf der Künstler allein, denn es ist nirgends die Rede von einem Künstler, der ihm geholfen oder mit dem zusammen er die Arbeit vollbracht hätte. Welche schöpferische Thätigkeit! Und nicht genug hiermit, gab er der Welt gleichsam nebenbei zwei Werke, die das Entzücken und die Bewun-

derung der Nachkommen ausmachen, die berühmte „Nacht“ und den „heiligen Hieronymus“. Alle diese Schöpfungen entstanden, wie man nachgewiesen hat, in dem kurzen Zeitraum von 1519 bis 1526, also in nicht voll acht Jahren. Dabei muß bedacht werden, daß wir nur die Hauptwerke genannt, daß er außerdem noch für die Tribüne des Hauptaltars der St.-Johanniskirche die Krönung der Jungfrau malte und mehres Andere.

Was den „heiligen Hieronymus“ betrifft, so sind die Zeitgenossen des Meisters sowie alle spätern Kenner voll Bewunderung über dieses Werk, und Einige wollen es sogar der „Nacht“ vorgezogen sehen, denn es enthalte eine Gruppe, die über Alles lieblich und entzückend sei, nämlich Magdalena, die ihr Haupt dem Christkinde in den Schoos legt, mit einer so rührenden Naivetät, einer so bezaubernden Innigkeit und Unschuld, wie sie nur das Auge dieses Meisters der Natur ablauschen konnte. Annibal Caracci schreibt über dieses Bild an Ludovico Caracci, indem er es mit Rafael's berühmter „Cäcilia“

zu Bologna vergleicht: „Bei Gott, ich möchte keine dieser Gestalten mit denen auf dem Bilde der heiligen Cäcilia vertauschen! Sagt nur, ist die Grazie dieser Magdalena, die mit so vieler Anmuth ihren Kopf auf den Schoos des schönen kleinen Heilands legt, nicht schöner als die heilige Magdalena Rafael's? Dieser ehrwürdige Greis, der heilige Hieronymus, ist er nicht größer gedacht und zarter ausgeführt als jener Paulus, der mir vorher ein Wunderwerk schien und mir jetzt so hart und schneidend vorkommt, als ob er von Holz wäre." So viel Gewalt übte die Liebesschönheit des Correggio selbst über den wilden trotzigen Annibal aus, der Rafael bisher über Alles verehrt hatte. Das Bild wurde auf Bestellung der Donna Briseis Colla, der Witwe des Orazio Bergonzi, gemalt, die es der Kirche des heiligen Antonius, des Abtes, schenkte, von wo es durch viele Hände ging und 1797 in das französische Nationalmuseum kam. Mengs sagt von dem Kopf der Magdalena: „Wer diesen Kopf nicht gesehen hat, der weiß nicht, wie weit die Kunst der Malerei es brin-

gen kann. Bei allem Lobe wird aber doch bemerkt, daß, so schön die Magdalena sei, sie doch etwas Weichliches, Lüsternes habe, ein gewisses Lächeln, das unglücklicherweise an ihren frühern Stand erinnern könnte.

Diesen letztern Vorwurf machen weltliche Kunstkenner; wie mögen erst die Frommen urtheilen, wenn sie überhaupt kritisiren! In der That, hier liegt ein Tadel nahe, der der Kunst des sechzehnten Jahrhunderts anhaftet, nämlich daß sie zu sehr selbständige Kunst war und zu wenig Magd und Dienerin der Religion. Die großen Meister rangen um den Preis, schöne Frauen darzustellen, und fragten wenig danach, was eine Maria, wie sie die einfältig-fromme Ueberlieferung gibt, eigentlich sei; sie brachten bewundernswürdige Gruppen hervor, stellten sie in Beleuchtung und Faltenwurf trefflich zusammen; aber wer waren diese Figuren? Es waren schöne junge und alte Männer, schöne junge und alte Frauen, aber es waren nicht die Apostel und Heiligen, die die erste Legende zeigt. Auf diese Weise füllten sich die Kirchen mit Meister-

werken, und die Kunstkenner kamen, nicht die Andächtigen, sie zu bewundern. Wir dürfen hier nicht zu weit abschweifen und wollen nur bemerken, daß Correggio Derjenige war, der am losesten den Zügel der Andacht in der Hand hielt, der sich den heitersten Muthwillen erlaubte, ohne dabei in offene Opposition gegen das Ehrwürdige und Heilige zu treten, mit den überlieferten Gestalten der Kirche. Er läßt Engel auf Wolken reiten wie Knaben auf Steckenpferden, die Madonna ist stets bei ihm lächelnd, ihr Kind stets von einer ausgelassenen Lustigkeit. So sehr uns auch das gefällt, so sehr misfällt es, wie wir annehmen können, den Frommen. Schon jenes oben gerügte Lächeln der Magdalena, wie peinigend muß es für eine moderne, wirklich bekehrte Magdalena sein, ihre Namensschwester so lächeln zu sehen. Sie, die nie mehr lächelt, wird sie an eine Bekehrung in dieser Form glauben? Eine hagere, dürre, mit tief eingesunkenen Augen, mit eingeklemmtem Munde sich auf dem Boden windende Magdalena, die wird für den frommen Sinn die einzig wahre sein;

alle andern sind weltlich, und der Maler hat mit seinem Gegenstande seinen frevelntlichen Hohn und Spott getrieben.

Deshalb, wo Correggio nicht die Kirche und die Frommen vor sich hatte, athmete er wie von einer Fessel befreit, und mit wahrer Lust stürzte er sich in die frischen Wellen anmuthiger Sinnlichkeit; dies beweisen seine Leda, seine Io, seine Danaë und viele andere Bilder, die unsere Galerien zieren.

Wir kommen aber auf seine ernstern Bilder zurück. Neben dem „Hieronymus" wird auf gleiche Weise „die Nacht" gepriesen, und diese haben wir in unserer Galerie, als ein viel bewundertes Kleinod der Sammlung. Dies Bild ist unzählige mal beschrieben worden, in großer Menge vervielfältigt, darum wollen wir nichts darüber sagen. Wenn das Wort hier nicht zu hart klänge, so sprächen wir: Correggio in seiner ganzen Frivolität zeigt sich uns hier am auffälligsten. Was soll dies Spiel mit der künstlichen Beleuchtung? Doch nur dem Künstler, nicht seinem Gegenstande den Triumph bereiten,

einen Stoff, der unzählige mal schon bearbeitet worden, auf eine neue, pikante Weise zurechtzulegen. Rafael, in seiner großen Einfachheit, in seiner tiefen Glaubensfülle, die noch mit der Kunst im Bunde, nicht von ihr getrennt war, schuf solche Bilder nicht. Er machte nicht unsern Herrn zu einer kleinen Nachtlampe, um mit ihm ein Bündel Heu, einen Esel und ein paar Hirten zu beleuchten. Man sehe sein Madonnenkind, wie sieht das groß und geistig flammend in die Welt, und wirft mehr Strahlen in sie als das kleine rosenrothe Würmchen auf den Windeln der Correggio'schen Madonna. Doch immerhin, es war ein blendender Einfall, wenn auch eben nichts als ein Einfall, das Licht in tiefer Nacht von dem Gotteskinde ausgehen zu lassen, und Correggio hatte zuerst diesen Einfall, so wie er der Erste war, der Engel wirklich fliegen ließ, und somit war sein Ruhm begründet. Das Neue beherrscht die Welt, und wer dieses Neue mit soviel Genialität, mit soviel Studium der Natur und mit so großer, edler, ungesuchter Grazie verbindet, der verdient auch zu herrschen.

Die beiden andern großen Altarbilder, die die Galerie besitzt, zeigen Correggio's Schönheiten mehr als seine Schwächen. Beide stellen auf dem Throne sitzende Marien vor, von Heiligen umgeben. Hier sind ein paar Köpfe bemerkbar, die bei Correggio immer wiederkehren und die uns mit demselben Lächeln als alte Bekannte begrüßen. Der heilige Johannes ist der junge Hirte in der „Nacht" und Sebastian in dem Bilde gleiches Namens. Die Madonna ist dasselbe Köpfchen der Madonna in der Nacht. Die Engelknaben haben, so schön sie sind, allzu große Aehnlichkeit untereinander. Der große Künstler muß immer dieselben Modelle benutzt haben. Besonders kehrt der schöne Jüngling, wie oben bemerkt, immer wieder; vielleicht war es des Künstlers Sohn, Pomponio, der später ein mittelmäßiger Maler wurde; die Madonna war vielleicht des Künstlers Frau, Girolama Marlini, die er als Funfzehnjährige heirathete. Bei der Abgeschlossenheit, in der unser Meister lebte, läßt sich wol annehmen, daß er sich seine Modelle im nächsten Kreise suchte.

Was die „Nacht" betrifft, so ist sie von Alberto Pratonieri, einem parmesanischen Edelmanne, bestellt und mit 208 Lire bezahlt worden; aus der Galerie des Herzogs von Modena kam sie nach Dresden, eine Copie von Nogari blieb in Modena zurück. Das Bild, welches unter dem Namen „der heilige Georg" bekannt ist, wurde für die Brüderschaft St.-Petrus des Märtyrers in Modena gemalt; jenes „der heilige Sebastian" genannte, wurde von der Brüderschaft des heiligen Sebastian bestellt, und beide kamen in die Galerie des Herzogs Alfons und von dort nach Dresden.

Es bleibt uns noch von der berühmten „Magdalena" ein Wort zu sagen übrig, womit dann die Reihe der Bilder ernster Gattung, die die Galerie besitzt, geschlossen ist. Diese Magdalena wird bekanntlich für ein unerreichtes Wunderwerk der Kunst gehalten; wenn wir aber unser Urtheil sagen dürfen, so verleugnet sich auch hier Correggio nicht, als Künstler der Schönheit, der Anmuth, des heitern, sinnlichen Zaubers, nicht als der der Tiefe, der Innigkeit

und der Religiosität. Dieses schöne Mädchen, das im Walde liegt und in einem Buche liest, ist keine reuige Sünderin, demnach keine Magdalena. Sie liest ein ernstes Buch, das wollen wir glauben, und damit ist schon sehr viel erreicht, wenn eine so blühende Schönheit sich herabläßt, in der Einsamkeit ernste Bücher zu lesen. Correggio wollte nicht weiter gehen, und wir müssen mit seiner Magdalena zufrieden sein. Die frivole Welt ist es nur zu sehr; sie wünscht sich nie andere Magdalenen als diese, die immer zu verführen fortfahren, und wo man sich Hoffnung machen kann, sie immer wieder verführt zu sehen. Correggio hat diese Frivolität gewiß nicht beabsichtigt; er war kein Schalk, kein Lüstling, wie wir schon bemerkt haben; er lebte nicht, wie die spätern Maler, in offener Opposition mit dem Heiligen, obgleich sie fortfuhren, Heiligenbilder zu malen; er konnte nur nicht heucheln, und ohne Glauben, wie er war, malte er auch Bilder, die keinen Glauben beanspruchten und keinen voraussetzten.

Diese kleine Magdalena hat seltsame Schick-

sale gehabt. Aus der Galerie des Erzherzogs Leopold von Oestreich kam das Bild in den Besitz des Hauses Este, und aus Modena gelangte es nach Dresden und dieses Stück der modenesischen Sammlung allein wurde mit 27000 römischen Scudi bezahlt. In einem kostbaren, mit Edelsteinen verzierten Rahmen wurde es in Modena in einem besondern Schränkchen gehalten; in Dresden bewahrte man es ebenfalls aufs sorgfältigste, konnte aber dennoch nicht verhindern, daß ein frecher Räuber, Georg Wogaz, durch Einbruch in die Galerie es stahl; der Raub wurde jedoch dem Verbrecher, der vierzehn Jahre aufs Zuchthaus kam, wieder abgenommen, und seitdem hat man klugerweise den allzu auffallenden Rahmen von dem Bilde entfernt.

Mengs sagt von diesem Bilde, es fasse alle Schönheiten in sich, die man sich in der Malerei nur denken kann, sowol was die fleißige Vollendung betrifft, als die Vertreibung der Farben, die Weichheit, die Anmuth und das Verständniß des Helldunkels. Berühmte Maler,

wie Albani, Tizian und Andere, haben diese „Magdalena“ des Correggio copirt, und unzählige andere Copien sind in alle Theile der Welt gegangen.

Wir gehen jetzt zu den profanen Bildern Correggio's über. Der Herzog von Mantua kam bei Gelegenheit der Krönung Karl's V. in Bologna auf den Gedanken, dem Kaiser ein Geschenk zu machen. Man kannte Karl's Geschmack für lüsterne Bilder, Tizian hatte ihm schon dergleichen in Fülle malen müssen; was lag also näher, als zu diesem Zwecke einen Maler zu finden, der den kaiserlichen Kenner zu befriedigen befähigt war. Giulio Romano, der sich gerade in Mantua befand, hätte wol auch dergleichen zu Stande gebracht, allein er gab die Dinge nicht fein genug, er malte anstößig, und der Kaiser liebte nicht, was den guten Sitten mit der Faust vor den Kopf schlug. Es wurde also Correggio gewählt, und man hätte keinen Bessern finden können. Er malte eine Leda, eine Io und eine Danaë. Vasari, der die Bilder wol nur aus Hörensagen kannte, beschreibt sie

unrichtig und nennt das letztere eine Venus, zu deren Füßen ein klares Wasser und im Hintergrunde eine herrliche Landschaft sich befinde; alles Nebensachen, die auf das Bild der Leda passen. Die zwei Gemälde „die Leda“ und „die Io“ sind bis auf unsere Tage gekommen; von der „Danaë“ wissen wir aber nichts. Vielleicht ist sie bei der Plünderung Mantuas durch die Kaiserlichen zugrunde gegangen, oder sie befindet sich irgendwo versteckt im Privatbesitz, vielleicht in England, wohin so viele Kunstwerke spurlos verschwinden. Die „Io“ und die „Leda“ erlebten nicht minder tragische Schicksale als ihre schöne Schwester, die „Magdalena“ in Dresden; ja, diese Schicksale waren von der Art, daß es fast als ein Wunder zu betrachten ist, daß wir die Gemälde noch haben. Der Kaiser, wird erzählt, schickte zwei dieser geschenkten Bilder, die Io und die Leda, nach Prag. Dort blieben sie bis zum Jahre 1648, wo die Schweden unter Königsmark Prag einnahmen und plünderten. Die Sieger schickten die Gemälde nach Stockholm. Die Königin Christine muß keine Ken-

nerin und Liebhaberin der Kunst gewesen sein, denn als der französische Maler Bourdon, dem die Königin fünf „Correggios" schenkte, diese Meisterwerke aufsuchte, fand er sie — in einem der königlichen Ställe, wo sie dazu dienten, die schlecht verwahrten Fenster vollends zu schließen. Man denke sich die Io des Correggio als Fensterladen in einem Stalle! Als Christine erfuhr, welch einen Werth die Bilder hatten, nahm sie sie ohne Umstände dem armen Bourdon wieder ab, ließ sie einpacken und brachte sie mit sich nach Rom, um sie dem Cardinal Azzolini, in dessen Gunst sie sich einschmeicheln wollte, zum Geschenk zu machen. Nach dem Tode des Cardinals wanderten Leda und Io durch die Hände des Prinzen Odescalchi an den Herzog von Bracciano, der sie an den Regenten von Frankreich, den Herzog von Orleans, verkaufte. Bis dahin war es den armen nackten Schönen noch so leidlich gegangen, das kleine Intermezzo im Pferdestall etwa ausgenommen; nun kamen aber ihre bösen Tage. Der Sohn des Herzog Regenten, durch ascetische Mönche

erzogen, war dergestalt geistig verwahrlost, daß er gegen alle Kunstwerke wüthete, die nach seiner Meinung der Welt ein Aergerniß gaben. Mit eigenen Händen schnitt der Armselige den lieblichen Kopf der Io aus dem Bilde und hieß ihn verbrennen. Die „Leda“ wurde in mehre Stücke geschnitten und sollte auch den Feuertod erleiden; da erbat sich Charles Coypel, ein Günstling des blödsinnigen Prinzen, die Bilder für seine Sammlung, und erhielt die Fetzen, die er wieder zusammenfügte. Bei dem Tode Coypel's wurden die Bilder für den König von Preußen in einer öffentlichen Versteigerung theuer erkauft und nach Sanssouci geschickt. Dort oder vielmehr in Berlin befinden sie sich noch. Der Genius des Schönen hat verhindert, daß sie untergingen; in unverwelklicher Jugend und Anmuth entzücken sie noch jetzt den Beschauer. Hier strahlt Correggio in seinem vollen Glanze; die Io ist das Höchste, was eine geniale Schöpferkraft im Feuer des sinnlichsten Liebesreizes schaffen kann. Hier sieht man, daß, wer so malte, unmöglich einen christlichen Him-

mel mit Heiligen bevölkern konnte. Hier ist die Erde und nichts als die Erde, aber die Erde in ihrem blendendsten und süßesten Zauberreize. Das zurückgebogene Köpfchen der Io ist eine Hymne auf die Brautnacht der Liebe. Die Leda ist dargestellt, wie sie den Schwan, der auf sie losstürmt, abwehrt, und entzückend ist diese mit Neugier nach dem Verbotenen gepaarte jungfräuliche Scham, die den kindlichen Muthwillen zu Hülfe nimmt. Die Gefährtinnen sind schon gewitzigter, sie hüllen sich rasch in ihre Gewänder ein.

Wir wollen zum Schluß noch von dem Amor sprechen, der in der Dresdener Galerie unter die Werke des Correggio gesetzt ist. Wir glauben nicht, daß er von ihm ist. Es ist nicht der wohlbekannte Correggio'sche schöne Knabe, auch lächelt er nicht auf die bekannte Weise. Fiorillo stützt seine Ansicht, daß dieser Amor, der an seinem Bogen schnitzt, von Correggio sei, auf den Umstand, daß er sich in derselben Stellung der Beine zeigt, wie der heilige Georg in dem oben beschriebenen Bilde. Dies hat seine Rich-

tigkeit; aber kann es entscheidend sein? Die ganze Auffassung des Gegenstandes, vor allem der Kopf des Amor und die Köpfe der beiden unten angebrachten Kinder, von denen eines weint, das andere lacht, sind durchaus nicht im Geschmack unsers Meisters dargestellt. Zudem, wer diesen Amor schuf, hatte etwas Besonderes im Sinn; es war kein Bild für Alle und Jeden. Man muß in die Irrgänge der menschlichen Leidenschaften eingedrungen sein, um zu errathen, was dieser Amor sagen will, der so stolz sich umblickt und der so siegreich seine Reize zeigt. Unten ist das Symbol einer Liebe angegeben, die ihrem Gegenstand wehethut; denn das Kind weint bei der Umarmung seines Kameraden. Auch das ist bezeichnend. Genug, dieses schöne Werk, das da spricht für Den, der seine Sprache versteht, ist nicht von Correggio. Fiorillo selbst, der diese Arbeit für die des Correggio gehalten wissen will, macht uns zweifelhaft, indem er eine Stelle aus dem Tassoni anführt, die so lautet: „Der Cupido des Parmegiano wurde in Spanien von einem der dortigen Barone für tausend Gold-

scudi gekauft. Es ist ein nackter und geflügelter Knabe, dem Ansehen nach von vierzehn oder funfzehn Jahren, der sich einen Bogen macht; hinter ihm sind zwei kleinere Bilder, welche das Lachen und das Weinen vorstellen. Auf dem Kopfe des Amor scheinen die Haare zu beben und zu wallen, und unter seiner Stirn die Augen zu funkeln, als wenn er lebte. Er steht über seinen Bogen gebückt, den er abglättet, und nach der Haltung der Hände und der Arme scheint er das Eisen wirklich an sich zu ziehen und zu bewegen. Seine Glieder halten auf die zarteste Weise die Mitte zwischen der kindlichen Weichheit und der männlichen Anmuth, und indem er die Muskeln und Gelenke sehen läßt, entfaltet er seinen ganzen schönen Körper so, daß nichts davon verborgen bleibt." Kann wol eine Beschreibung besser auf ihren Gegenstand passen, als eben diese? Es ist Parmegiano's Werk.

Um auf unsern großen Meister zurückzukommen, so wollen wir nur noch das Wenige anführen, was über seinen Tod vorhanden ist.

Der Umstand mit den 60 Scudi, die er in Kupfermünze nach Hause getragen haben soll, ist eine Erdichtung, welche, der Himmel weiß aus welchem Grunde, Vasari sich erlaubt. Fiorillo bemerkt, daß es schon ein Ding der Unmöglichkeit sei und daß die Kraft eines Hercules dazu gehöre, 60 Scudi in lauter Quatrinen allein den weiten Weg von Parma nach Correggio zu tragen, und alsdann könne von einer Erhitzung und dadurch erfolgtem Fieber, an dem er gestorben im Monat Februar, nicht wohl die Rede sein; am 5. März 1534 starb Correggio. Auch seine vermeintliche Armuth ist hinzugedichtet; er erhielt für seine Bilder, wie wir schon angezeigt haben, eine für damalige Zeit ganz gute Bezahlung. Für die „Himmelfahrt Mariä" im Dom zu Parma, eines seiner letzten Werke, erhielt er 350 Golddukaten, für die „Himmelfahrt Christi" in St.-Giovanni 472 Golddukaten, u. s. w. Auch lebte er in seinem Hause zwar bürgerlich einfach, aber keineswegs ärmlich; seine Schwester stattete er mit 100 Dukaten in Gold aus, und kaufte Grundstücke, die er

vortheilhaft anlegte. Alles Beweise, daß es mit seinen Vermögensverhältnissen nicht übel bestellt war.

Dieser große Genius verließ die Erde in seinem vierzigsten Jahre. Der Tag seines Todes ist in den Sterberegistern der Franciscaner zu Correggio angegeben. Seine Vaterstadt berieth sich anderthalb Jahrhunderte später, ob sie ihm ein Denkmal setzen solle, und zur Schmach der Berathenden kam dieses nicht zu Stande; Girolamo Conti setzte ihm einen einfachen Stein mit einer Inschrift. Dies sei als Trost gesagt für uns Deutsche, die wir, wenigstens früher, auch oft lange warten ließen, ehe wir dem öffentlichen Andenken unserer großen Männer den ihnen gebührenden Zoll bezahlten.



Die Freunde.

Lukas von Leyden.

Man wirft dem Albrecht Dürer einen scheuen und mistrauischen Charakter vor; in seinem Freundschaftsverhältniß zu Lukas von Leyden hat er dies nicht bewiesen. Wir haben hier zwei liebenswerthe und auf gleiche Weise in edlem Geistesverkehr Einer den Andern gleichsam ergänzende Künstler als Freunde vor uns. Dürer war um vieles älter, dennoch war er es, der die Reise nach Leyden nicht scheute, um seinen Freund inmitten seiner Umgebungen und Arbeiten aufzusuchen. Lukas vergalt ihm dies durch eine Anhänglichkeit, die bis an das Ende seines Lebens andauerte, das leider früh eintrat, denn Lukas wurde nicht älter als neununddreißig Jahre.

Den ersten Anstoß zu dieser Geistesbrüderschaft gab nicht die Muse der Malerei, sondern

ihre untergeordnete Schwester, die Kupferstecherkunst. Schon mit seinem neunten Jahre fing Lukas an in Kupfer zu stechen. Der eigentliche Name unsers Künstler war Dammeze und Hugo Jakob Dammeze erhielt diesen Sohn im Jahre 1494 zu Leyden. Ein so frühes Emporblühen des Talents konnte wol zu schönen Hoffnungen berechtigen, und der glückliche Vater, der zwar selbst Maler, aber nur ein sehr mittelmäßiger war, brachte ihn in die Schule des Meisters Cornelius Engelbrechtsen, der von Johann van Eyk das Oelmalen erlernt, und diese Kunst nach Holland gebracht hatte. Man kann sich denken, in welchem Rufe dieser Mann in seinem Vaterlande stand, und wie sich am Namen Engelbrechtsen alle jene stolzen Hoffnungen knüpften, welche die erst in ihrem Entstehen begriffene Malerschule Hollands, für ihre Zukunft faßte. Meister Cornelius selbst war ein bescheidener Mann, der wohl wußte, daß er nicht gut zu malen verstand, der aber hoffte, daß Die, die nach ihm kommen würden, die neue Kunst rasch ihrer Vollendung entgegenführen würden. Seine

Söhne Lukas und Cornelius, und sein Schüler, unser Lukas von Leyden, berechtigten den alternden Mann zu diesen freudigen Erwartungen.

Der Bürgermeister Hieronymus Horn, ein reicher Mann, und ein Kunstkenner, besuchte den Meister Engelbrechtsen hier und da. Bei einem dieser Besuche wurde er durch eine eben fertig gewordene Platte erfreut, auf der der heilige Hubertus dargestellt war. Der Stich konnte gelungen genannt werden, und Hieronymus war begierig, den Namen des Künstlers zu erfahren. Man nannte ihm Lukas. Ein zwölfjähriger Knabe und diese Sicherheit, diese Kunstgeübtheit in der Führung des Grabstichels, in der That, wer hätte diese hier gesucht! Der erfreute Kunstfreund beschenkte unsern kleinen Kupferstecher mit ebenso vielen Goldgülden als er Jahre zählte. Dies war unsers Lukas erster Gewinn. Nicht Geldgier, nicht Eitelkeit, nicht Streben nach äußerer Auszeichnung wurde bei ihm durch diese ersten glücklichen Erfolge geweckt, im Gegentheil, ein seltener Beweis des

wahren, echten Talents; es erwuchs ein Mis=
trauen in seine Kräfte bei dem hoffnungsvollen
Knaben. Er vernichtete selbst einige Platten,
weil er sie nicht für gut genug hielt, dem Auge
der Kenner seiner Vaterstadt ausgesetzt zu wer=
den. Meister Engelbrechtsen mußte ihn abhal=
ten, noch weiter Platten zu zerstören, und halb
gezwungen gab er eine schöne und gewagte Com=
position heraus, „Mohammed, wie er einen
Priester ermordet.“ Der Prophet ist dargestellt,
wie er, an zu häufig genossenem Wein in eine
Art Wahnsinn verfallen, eine That begeht, die
ihn später gereut und die nunmehr Ursache ist,
daß er seinen Anhängern den Genuß des Weins
völlig untersagt, aus seinen eigenen Beispiele
ihnen zeigend, wie leicht ein unsträflich wandelnder
Mann und Bekenner der heiligen Lehren in böse
Versuchung fallen kann. Vierzehn Jahre war
Lukas alt, als er diesen Gegenstand wählte,
wie viel Nachdenken und originelle Lebensan=
schauung gehörte nicht dazu, ein Laster gerade
unter dieser Form und Umgebung verächtlich
darzustellen, während seine Landsleute, weit

entfernt, vor dem Uebermaß des Weingenusses zu warnen, mit einer gewissen Gier gerade die schmuzigsten Scenen der Ausgelassenheit in den Dorfschenken und auf den Landstraßen sich zum Gegenstand ihrer Darstellungen wählten. Bald nacheinander kamen nun neun runde Platten, auf denen die Leidensgeschichte des Erlösers zu sehen war, dann eine Versuchung des heiligen Antonius und endlich die Bekehrung des Apostels Paulus. Diese Gegenstände machte der junge Künstler auf Bestellung; zu seinem eigenen Vergnügen fertigte er ein Bild des ersten Menschenpaars im Paradiese, und hier war die Eva mit solcher Vorliebe behandelt, daß Meister Engelbrechtsen Ursache hatte, zu glauben, seine jüngste Tochter habe dazu Modell gestanden. Er wurde darüber dem Schüler gram, und obgleich der Ungrund dieses Argwohns sich später genügend herausstellte, war das alte gute Verhältniß zwischen Meister und Schüler nicht wieder herzustellen. Lukas verließ das Haus.

In dieser Zeit wurde Albrecht Dürer von einem jener unheilbaren Anfälle von Trübsinn

befallen, die in der Seele dieses großen Meisters die dunkeln Schatten waren, welche auf den Schöpfungen seines Pinsels wiederschienen. Er lag krank, müde des Lebens, müde der Kunst, unfähig einen tröstenden Gedanken für die Zukunft zu fassen. Was für die Mehrzahl solcher Leidenden ein Trost ist, ein liebendes Weib, die die Genossin der hellen und der dunkeln Tage ist, für ihn, den Armen, war gerade das Dasein eines Weibes die Quelle noch andern unsaglichen Leidens. Ein rohes, herrschsüchtiges und vor allem geldgieriges und geiziges Weib nannte er das seine. Ungerührt von den Leiden des Mannes, der seinen Ruhm und seine Arbeitsfrüchte mit ihr theilte, überschüttete sie den matt Dahingesunkenen mit Vorwürfen, die doppelt beleidigend aus einem Munde klangen, der nicht mehr schön war, der es eigentlich nie gewesen, denn kann eines Weibes Reiz gedacht werden ohne jene Linien der Anmuth, der Kindlichkeit, der süßen Scham, des holden Lächelns, die sich um einen lieblichen Frauenmund lagern? Die Frau Dürer ging in das Haus ihres Mannes,

nicht um dessen Sorgen zu theilen, sondern um sie zu schaffen. Der einfach lebende Künstler wußte erst, seitdem er sich ein Weib gewählt, was Halskrausen, gepuffte Mieder, goldene Ketten, gesteifte Schleppen und Perlenhalsbänder waren. Er mußte alle diese Dinge für die unersättliche Gier seines eiteln Weibes herbeischaffen, und zum Dank dafür erlaubte sie ihm — sie im Costüm der Eva zu malen. Wehe dem Unglücklichen, wenn sich auf Schleichwegen, im sorgsam verschlossenen Arbeitszimmer ein anders Modell zur Eva fand. Der Hauskrieg brach auf eine furchtbare Weise aus; er mußte für seinen Leichtsinn büßen. Frau Dürer verwandelte sich in einen Drachen, der wochen-, ja mondenlang Feuer spie. Dann saß der schöne, sanfte Meister da, mit seinem gescheitelten Haar, seinen niederfließenden langen Locken, seinen ernsten ruhigen Zügen, und über sich herüber ließ er die Donner des bösen Weibes rollen. Doch machten oft wiederholte Auftritte dieser Art ihn krank. Dann geschah es, daß er eines Morgens nicht mehr die kleine, mit Eichenholz

getäfelte Thür zu seiner Arbeitsstätte öffnete, und wenn man ihn suchte, lag der hohe, stolze Mann auf seinem Lager mit geschlossenen Augen, und mit dem Ansehen eines Todten. Ein furchtbarer Kopfschmerz wühlte alsdann in seinem Gehirn und so wenig er seine Leiden kundthat, so erschütternd wirkte doch gerade diese leichenartige Ruhe auf seine Freunde. Sie wußten nun, was sie zu thun hatten; vor allen Dingen durfte Frau Dürer nicht die Schwelle des Zimmers ihres Mannes überschreiten. Wenn sie auch auf kein Gebot achtete, auf dieses achtete sie doch; denn man hatte ihr gesagt, daß ihr Anblick ihren Mann tödten werde, und Frau Dürer wußte, was es hieß, einen Mann verlieren, der Säcke Goldes ins Haus schaffte.

Wie gesagt, der edle nürnberger Meister lag hart danieder, als ihm der Zufall ein Blatt von der Arbeit des jungen Lukas Dammeze in die Hand spielte. Es war jene Platte, auf der Adam und die dem Künstler so übel mitgespielt habende Eva zur Schau standen. Dürer fand Beides, Bild und Behandlung,

gleich beachtenswerth, und seine Freunde, die am Bette wachten, erzählten ihm von der Geschichte des Künstlers, soviel sie davon wußten. Dürer faßte den Entschluß, diesen jungen Mann kennen zu lernen, sobald sein Gesundheitszustand ihm eine Reise würde gestatten können. Es vergingen indessen Jahre, ehe dieser Entschluß zur Ausführung gedieh. Unterdessen hatte Lukas von Leyden große und herrliche Erfolge erreicht; er war auf den Gipfel des Ruhms mit raschen Schritten herangestiegen. Als Dürer kam, ihn zu besuchen, fand er einen angesehenen, in Reichthum und Ansehen schwelgenden Künstler; an seiner Seite ein Weib, das zwar nicht die Tochter des Cornelius Engelbrechtsen, von dieser aber in Betreff der Schönheit nicht abweichend war. Die Ehe war eine glückliche.

Ehe die beiden Männer sich persönlich begegneten, hatte ein Austausch ihrer Geister stattgefunden. Dürer, völlig ohne Neid und Misgunst gegen ein aufstrebendes Talent, hatte dem viel jüngern Lukas einige seiner besten Blätter geschickt, und dafür die neuesten

Schöpfungen desselben entgegengenommen. Dürer's berühmter Kupferstich „die Melancholie“ hatte auf Lucas einen nicht zu bewältigenden Eindruck gemacht, und mit Staunen sah er an die Größe eines Mannes heran, der solche Gedanken in seinem Busen beherbergen, solche Träume finsterer Schrecken seinem Geiste abzunöthigen im Stande war. Noch hatte er kein Bild von Dürer gesehen; er dachte sich ihn als einen gebeugten, finstern Alten, vor der Zeit dem Grabe zueilend, und nun, da er ihn vor sich sah, erblickte sein überraschtes Auge einen Mann, geschmückt mit der Anmuth der Tugend, strahlend in dem Lichte heiterer Poesie. War dies der Schöpfer der „Melancholie“? Unmöglich! Und doch — Dürer hatte nur wenige Worte gesprochen, und schon fühlte der junge Freund, daß er einen Kenner der Schmerzen des menschlichen Busens vor sich habe. Dürer's große und ernste Seele konnte sich nicht verstellen, so hell und schimmernd seine äußere Erscheinung für den ersten Anblick auch war; Der, der ihn sehen wollte wie er war, sah ihn

bald durch die Hüllen hindurch. Dagegen fand Albrecht Dürer, daß sein Freund, der so vortrefflich den zürnenden Propheten Mohammed und den dornentragenden Heiland dargestellt hatte, zu sehr einem Lebemann glich, der sich um nichts zu kümmern pflegt, als wo der beste Wein und die auserlesenste Tafel zu finden sei. Beide gestanden sich einander diese getäuschten Erwartungen. Lukas gab bei der Gelegenheit zu erkennen, daß ihm nicht viel daran gelegen sei, ob man ihn für einen frommen Mann halte; die dahin bezüglichen Gegenstände male er nur, weil sie gefodert würden, sonst würde er sich schwerlich mit ihnen abgeben. Dürer war dieser Ansicht nicht, aber er sagte deshalb dem jüngern Genossen, der die Schatten des Lebens noch nicht kennen gelernt, die Freundschaft nicht auf. Beide malten nun Einer des Andern Bildniß, um es zum Angedenken zu behalten. Während Dürer das Porträt des Lukas malte, saß dessen junge Frau dabei und rührte die Saiten der Cither, indem sie bald schwermüthige, bald heitere holländische Lieder

sang. Gebot der sinkende Tag den Pinsel niederzulegen, so füllte sich das schöne Haus mit heitern Gästen, die da kamen, den Abend mit dem berühmten Gaste zuzubringen. Ein reichliches Mahl in echt niederländischer Fülle, vereinigte die Freunde des Bechers, und während die Männer zechten, führten in der offenen Halle neben der Tafel junge Frauen Tänze auf, und stellten sich in Gruppen, die das Beifallrauschen der Tafelrunde in einem solchen Grade erreichten, daß man den frohen Lärm auf der Straße hören konnte. Der in anständiger Züchtigkeit in der steifen Reichsstadt aufgewachsene Dürer befand sich in einem frohen Erstaunen über diese entfesselten Reize des Lebens, die auf ihn verjüngend wirkten. Dennoch konnte er es nicht unterlassen, Lukas einige Warnungen beizubringen, unter andern die, daß er nicht den Körper habe, um auf die Länge unmäßig leben zu dürfen. Dieses Bedenken war nicht ohne Grund. Lukas war schwächlich, reizbar, durch frühes Geistesleben erschöpft. Die Mittel, die er anwendete, sich

scheinbar neue Kräfte zu geben, waren schädliche Reizmittel.

Als Lukas nun Dürer's Porträt malte, bat ihn dieser, er möchte ihm drei Pfeile in die Hand geben. Diese Pfeile, erklärte der Künstler, bezeichnen die drei schrecklichen Laster und Untugenden, die sich gleich Pfeilen mit vergifteten Spitzen in mein Herz gebohrt haben. Es ist der Neid, die Gotteslästerung und die Unkeuschheit. Lukas wollte von diesen drei bösen Eigenschaften nichts bemerkt haben, und weigerte sich, die Pfeile zu malen. Dürer erklärte ihm, daß er von früher Jugend auf an Neid gelitten, daß er nie und nimmer habe sehen wollen, wie Bessere und Stärkere es ihm vorausgethan, daß er aber gegen dieses Laster männlich gekämpft. Ferner habe er nie erkennen wollen Gottes weise Fügung, die ihm ein schweres Leiden im Hause beschieden, daß er aber auch gegen dieses gotteslästerliche Murren angekämpft, und endlich sei sein Auge so beschaffen, daß es mit Gier sinnlichem Reize nachstrebe und ihn auffasse; auch dagegen habe er

gekämpft, indem er in allen seinen Bildern die üppige Venus stets unter Zaum und Gebiß gehalten und lieber minder schön als minder tugendliebend gemalt habe. Dies wollte der Meister unter den drei Pfeilen verstehen, die ihre Spitzen gegen seine Brust kehrten, und nach seinem Geständniß noch nicht aufgehört hatten ihn zu bedrohen. Lukas erkannte mit Rührung die echt männliche Demuth des Mannes und die kindliche Redlichkeit seines Charakters. Das Bild mit den drei Pfeilen wurde gemalt. Beide Porträts besitzt durch ein glückliches Zusammentreffen, unsere Galerie.

Dürer's besorgliche Andeutungen in Betreff des allzu luxuriösen Lebens des Lukas gingen alsobald in Erfüllung. Der reich gewordene Künstler unternahm Reisen, zu denen er sich selbst ein Schiff ausrüstete. Wo er hinkam, gab er Feste. Alle bedeutenden Künstlergenossen mußten von seiner Freigebigkeit, seinem Lebensgenuß Zeuge sein, er duldete nicht, daß auch nur Einer sich ausschloß. Gent, Mecheln, Antwerpen sahen ihn in ihren Mauern, und überall

war ein Gedränge von Lebemännern und Zechern um ihn her. So kam denn der traurige Schluß rasch heran. Gefährliche Krankheitserscheinungen hemmten seine Schritte, und als er ihnen übermüthig trotzen wollte, warfen sie ihn aufs Lager. An seinem Siechbette folterten ihn entsetzliche Träume; er glaubte sich vergiftet, und zwar behauptete er, Johann von Mabuse habe ihm das Gift beigebracht. Bei diesem hatte er in Middelburg ein Gastmahl eingenommen, und seit diesem ominösen Gelage lag es wie Blei in seinem Innern. Es wurde ihm begreiflich gemacht, daß Mabuse keinen Grund habe, seinen Tod herbeizuziehen, allein Lukas hatte auf alle diese Vorstellungen nur eine Antwort: Gehet hin und sehet des Meisters Dürer „Melancholia“ Gebt Acht, sowie das unselige Weib dort sitzt, in sich zusammengesunken, den Blick drohend aus der Tiefe ihrer umnachteten Seele emporgesendet, so ich, der ich viel zu gläubig und unbekümmert bisher das Leben angeschaut, jetzt aber, da ich dessen schlimme Bosheit und tückische Art kenne, jenem Weibe ähnlich bin,

das mehr weiß als es ausspricht, und doch genug ausspricht, um Alles, was da athmet, elend zu machen.

So rächte sich der Leichtsinn des Mannes, und des Freundes Gestalt trat nochmals, aber jetzt sehr ernst und bedeutsam vor sein Schmerzenslager.

Lukas lag mehre Jahre im Bette, immer behauptend, vergiftet zu sein, und mit der schwärzesten Melancholie kämpfend. Er, der ohne Gesang und Becherklang nicht hatte leben können, umhüllte sich jetzt mit dem Schweigen einer Mönchszelle. Nur seine Kunst ließ er nicht von sich. Er klammerte sich gleichsam an sie, wie ein Ertrinkender an das Bret in den Wogen. Ein eigenes Gerüst erfand er, um im Bette die Kupferplatte bearbeiten zu können, so wie Leinwand zu bemalen. So lag der wenig über dreißig Jahr alte Mann, mit seinem Leben, seinem Wirken völlig zu Ende. Dürer vergoß Thränen, als er das Geschick des Freundes erfuhr; zum Glück erlebte er dessen Tod nicht. Dürer starb vor Lukas.

Uebrigens steht dieser Glaube, Gift bekommen zu haben, hier nicht vereinzelt da. In jener Zeit wurden mehr oder minder alle bedeutende Künstler von dieser dämonischen Furcht geplagt. Der große Ruben's litt unter ihr, und Van Dyck machte, daß er so rasch wie möglich aus Sicilien und Neapel fortkam, indem er die vollgültigsten Beweise zu haben glaubte, man stelle ihm nach dem Leben. Dies mochte jedoch nur von den ausländischen Künstlern gelten; was konnte die inländischen bewegen, ihren Landsmann einer so teuflischen Rache zu opfern? Erklärlich war es, daß die Italiener, ihrem Charakter gemäß und von Neid getrieben über die Verdienste des Fremden, der über die Alpen herüberkam, ihnen Brod und Ruhm zu rauben, diesem nach dem Leben trachteten; aber in dem friedlichen Holland, ein befreundeter Maler dem andern — wo ist da das Motiv zum Mordversuche? Und zudem, der gute Lukas, er war ein trefflicher Künstler, nicht zu leugnen ist's; doch ein Stern erster Größe, ein Mann, den der Neid um jeden Preis fortgeschafft hätte sehen

mögen, war er nicht. Sandrart lächelt über diese Phantasien des armen Lukas, der da starb aus keinem andern Grunde, als weil er, wie tausend ihm gleiche Künstlernaturen, sich in sinnlichen Genüssen maßlos übernahm.

Doch sei sein Ende für uns betrübend, sein Leben und Wirken bleibt glänzend und erfreulich. Die Werke, die er in seinen guten Tagen geschaffen, sind Bilder schöner Heiterkeit und Geistesfrische. Freilich Dürer'sche Tiefe muß man bei ihnen nicht suchen; dies wird am deutlichsten da, wo beide Meister im Wettkampf einen und denselben Gegenstand behandelten; so in dem Bilde, „Tod und Sünde, die einen einsamen Reiter begleiten", dann in der „Versuchung des heiligen Antonius", die auch Beide, aber wie verschieden, darstellten; endlich auch in dem Bilde „Adam und Eva", wo nun freilich Lukas wieder den Preis über Dürer gewinnt, der die üppige „Venus" unter Zaum und Zügel legt. Die religiösen Bilder Dürer's sind nun vollends gar nicht mit denen des Lukas zusammenzustellen. Dürer war ein durchaus

ernst religiöser und in seinem Glauben schöpferischer Meister; von keinem der niederländer Maler können wir das sagen. Nicht ein einziges großes religiöses Genie findet sich unter ihnen. Ein Dürer konnte nur auf deutschem Boden wachsen.

Da der Grundton ihres Wesens demnach so verschieden war, so ist bezweifelt worden, ob die Freundschaft zwischen Beiden wirklich bestanden habe; es ist aber an ihrer Existenz nicht zu zweifeln. Wie wir gleich im Anfange unsers Nachweises gesagt haben, das Band dieser Bekanntschaft wurde durch die Kunst des Grabstichels, die Beide mit Meisterschaft übten, geknüpft; persönliches Zusammenleben bildete diese Künstlerannäherung zur Herzensannäherung aus. Es konnte nicht fehlen, daß der ernste und viel ältere Dürer den Leichtsinn seines Genossen tadelte; aber wir müssen bedenken, daß auch Dürer eine echte Künstlernatur war, und daß einer solchen, mag sie auf einer noch so strengen sittlichen Basis stehen, doch niemals das Leben und der Lebensgenuß fremd wird. Die Sinn-

lichkeit, die wir die schöne nennen wollen, da
sie bildend und fördernd wirkt im Gegensatz zu
der unschönen, die hemmend und zerstörend auf-
tritt, ist und bleibt Lebensnerv und Lebensele-
ment beim bildenden Künstler. Wir haben ge-
sehen, wie Dürer das frohe Treiben in den
reichen niederländischen Städten, wie er die Feste,
die sein Wirth ihm gab, mit Freuden hinnahm;
es war nur der Unterschied zwischen ihm und
dem Lukas, daß der Letztere bei der Sinnlichkeit
stehenblieb, ohne den Willen und den Wunsch
zu hegen, durch sie hindurch zum Ernst und
zur geläuterten sittlichen und religiösen Kraft
sich Bahn zu brechen, Dürer hingegen rasch,
wenn es sein mußte, den Mantel der Sinnlich-
keit von sich warf, um das Priestergewand der
Kunst anzulegen, in dem allein er sich auf die
Dauer wohl befand. Alsdann werden wir auch
nicht aus dem Auge lassen dürfen, daß Dürer,
wie wir schon gesagt, an Schwermuth litt, an
Hypochondrie, an körperlicher und geistiger Mis-
stimmung, und daß ihm da nicht der gleichge-
sinnte, ebenfalls das Leben schwer und ernst

nehmende Genosse, sondern der heitere, lebens=frohe, sogar leichtfertige und muthwillige Freund willkommen war.

Lukas von Leyden starb 1533. Kurz vor seinem Tode arbeitete er noch an einer Platte, die man unter seinem Bette versteckt fand und die eine Pallas darstellte. Eine Tochter über=lebte ihn, und deren Sohn erhielt den Namen des Großvaters, und wurde ein Maler nicht ohne Verdienst.

Was die beiden Bilder betrifft, die in un=serer Erzählung eine so wichtige Stelle einneh=men und gleichsam als Zeugen auftreten für das Bestehen des Freundschaftsbundes zwischen den beiden Malern, so ist das, das Dürer ge=malt hat, unstreitig das beachtenswerthere. Nur will der Ausdruck des Kopfes dem Be=schauer nicht gefallen. Man sieht darin nicht, daß Lukas ein hübscher junger Mann war, wie ihn doch die Zeitgenossen schildern; vielmehr hat Dürer ihn mit einem häßlichen, welken Zuge um Mund und Augen begabt, der, wenn er in der Natur so sich vorfand, schon allein

einem jugendlichen Kopfe den Reiz nehmen kann. Wir wollen annehmen, daß Dürer, der nicht glücklich im Bildnißmalen sich zeigte, auch hier es nicht war, daß Lukas anders und besser ausgesehen hat, und daß nur das Aeußerliche seiner Erscheinung, und zwar in keinem günstigen Moment zur Erscheinung gebracht wurde. Dagegen hat Lukas seinen Freund Dürer zwar nicht ganz ähnlich, wenn wir die andern Bildnisse, die wir von diesem Meister besitzen, aber doch so aufgefaßt, daß man den ernsten und doch dabei mildfreundlichen Mann in ihm nicht verkennt. Die drei Pfeile ragen drohend ihm zur Seite.

Da Lukas von Leyden sehr viel in Kupfer stach und in Holz schnitt, so hat man keine große Anzahl Gemälde von ihm vorzuweisen. In Leyden sind die vorzüglichsten; dort zeigt man ein „Jüngstes Gericht“, eine „Maria Magdalena“ und einen „heiligen Hubertus“ von seiner Hand, die die Aufmerksamkeit der Kenner fesseln.

Die Dame im Schleier.

Van Dyck.

Nahe bei Utrecht in einem Wäldchen lag das Wohnhaus einer Dame, die die Bewohner der Umgegend „die Dame im Schleier" nannten, weil man sie nie anders erblickte, als in einen schwarzen Schleier eingehüllt, den sie nach Weise der vornehmen Witwen trug. Selbst zu Pferde, und man sah sie oft einen Ritt in die Umgegend machen, legte sie den Schleier nicht ab. Vor einigen Jahren war sie hier angelangt, früher hatte sie im Haag gewohnt. Als sie in die Gegend kam, hatte sie noch eine zahlreiche Dienerschaft; von dieser jedoch verlor sich Eins nach dem Andern, und bei dem Beginn unserer Erzählung führte ein Haushofmeister, ein Greis von beinahe achtzig Jahren, ihren Haushalt. Er und noch ein kleiner Jokei, welcher gebraucht

wurde, um Besorgungen in der Stadt auszurichten und die Dame bei ihren Ritten zu begleiten, waren das ganze noch übrige Dienerpersonal. Die Vermögensverhältnisse der Witwe mußten also stark gelitten haben. Dennoch vertheilte sie Almosen, und an gewissen Tagen erhielten die Armen der Umgegend Speisung in ihrer Küche. Ihren Namen, ihren Stand wußte Niemand anzugeben, sie war aus weiter Ferne eingewandert, und wenn man einigen Gerüchten trauen wollte, die über sie in Umlauf waren, so hatte sie, ehe sie zur Ruhe gelangte, eine große Anzahl abenteuerlicher Schicksale erlebt.

Das Haus lag mitten im Wäldchen, unmittelbar an einem tiefen und schwärzlichen See, der in seinem Spiegel die Säulen des Eingangs und die einfachen Linien des Gebälkes des Daches wiedergab. Eine vollkommene Stille und Einsamkeit herrschte um das Haus her und machte es zum geeigneten Aufenthalt für die Seele, welche, des Anblicks der unruhigen und tumultuarischen Erde überdrüssig, ihren Blick dem Himmel zuwendet. Tausend Schritte von

dem Landhause befand sich die Clause eines Einsiedlers, und dieser Mann, der wenig mehr als ein roher Bauer war, der, nachdem er als Soldat gedient, sich hier ansässig zu machen die Erlaubniß bekommen, erhielt von der Dame die Vergünstigung, von Zeit zu Zeit in das Herrnhaus zu kommen, um der Einsamen Neuigkeiten von der Umgegend zu bringen; denn die Witwe hatte zwei Töchter, und diese, mismuthig über die Abgeschlossenheit, die die Mutter gewählt, ließen sich gern von der Welt und den Welthändeln etwas erzählen. Der Einsiedler hieß Hubert, war ein Mann von einem gedrungenen Körperbau und von einer unerschöpflichen guten Laune; die beiden Mädchen nannten ihn nur den Vater Hubert, und freuten sich, wenn er erschien.

Es war an einem naßkalten Herbstabende, der See hatte sich in Nebelschleier gehüllt, die Wege waren durch anhaltenden Regen fast unfahrbar geworden, und der Postwagen, der aus Utrecht kam, hatte beim Durchziehen durch das Wäldchen bereits sein Glöckchen ertönen lassen,

zum Zeichen, daß, wenn Reisende sich fänden, sie jetzt einsteigen könnten.

„Wer wird in dieser Nacht reisen?“ hub Arabella an, die am Fenster stand und in die Dunkelheit hinaussah.

„Ich!“ rief Joanna, die jüngere Schwester, „ich, sogleich! Ich gehe, wohin du willst, an der Welt Ende; es kommt mir nicht darauf an, ob ich bei Mamluken oder Lappländern ankomme. Nur fort aus diesem Neste, wo wir wie ein paar Eulen in einem hohlen Baumstamme sitzen! Ist das die Art, wie man junge Mädchen aufzieht? Es ist dem Himmel zu klagen! Ich weiß nicht, wie du über diese Dinge denkst, Schwester, aber ich denke, daß sie kaum auszuhalten sind.“

Die blonde, kaum dreizehnjährige Kleine, die diese Worte sprach, ging dabei geschäftig und unmuthig im Zimmer herum, um die Lichter herbeizusuchen, die auf den großen dreiarmigen Leuchter gesteckt wurden, der seinen Platz auf dem runden Tische mitten im Zimmer hatte, das sich mit einer breiten Thüre nach dem See

öffnete und mit Büsten und Gemälden verziert war.

„Wenn du bedenkst, Joanna“, sagte die Aeltere mit einer kalten und tonlosen Stimme, „daß es der Wille der Mutter ist, daß wir hier leben und daß wir so leben, wie wir leben, so wirst du dich in das Unvermeidliche fügen. Wir leiden übrigens an nichts Mangel, wir wachsen auf in mütterlicher und sorgsamer Pflege, wir haben Bücher, wir haben gute Menschen, die uns schreiben und denen wir wieder Briefe schicken, und endlich haben wir Unterweisung in der christlichen Religion und in dem Sittengesetze. Wo gäbe es zwei Mädchen, die einst gute Hausfrauen werden wollen, welche so gut wie wir sich gestellt sähen.

„Der Himmel weiß“, entgegnete die Kleine, die sich mühte, eine widerspenstige Kerze in den Leuchter zu zwängen, „daß ich nichts eifriger wünsche, als eine Hausfrau zu werden; nur muß es bald geschehen.“

„Es wird schon dahin kommen.“

Das Glöckchen tönte nochmals.

Die Kleine griff rasch nach ihrem Hute und ihrem Schleier und rief: „Ich komme schon, ich komme schon!“ Dann blieb sie mitten im Zimmer stehen und sagte leise: „Nein, ich komme nicht.“ Sie setzte sich hin und fing an vor Verdruß zu weinen. Statt ihrer besorgte nun Arabella das Anzünden der Lichter.

„Im Haag war es doch besser“, schluchzte Jene; „da kam doch die Muhme des Statthalters zu uns, und die Offiziere der Garnison ritten an unserm Fenster vorüben. Besinnst du dich noch auf den kleinen Zinnoberteufel?“

„Ich besinne mich auf Nichts, was einen so albernen und unsinnigen Namen hat.“

„Ach, du bist immer die Weise, Altkluge. Uebrigens bin ich es nicht, die dem kleinen Offizier, der so vortrefflich ritt, den Namen gegeben, sondern Meister Rubens. Als er einmal bei uns am Fenster stand und Jener vorübergalloppirte, sagte er lächelnd: «Das ist ein Kerlchen, das ganz in Zinnober getaucht ist, vom Kopf bis auf die Zehe.» Das war aber unrecht, über des armen Jungen rothes

Haar zu spotten. Meister Rubens hätte wissen sollen, daß seine eigene Frau rothes Haar hat, und dann, was konnte der Arme dafür, daß seine Uniform roth war? Weißt du nicht auch, daß das boshaft war?"

„Da kommt Jemand durch den Nebel."

„Wer? Wer? Um Gotteswillen, wer?"

„Es sind zwei."

„Noch besser!" rief die Kleine. „Ich will nur gehen und mein blaues Mieder anlegen. Wer hätte es gedacht, daß heute Jemand kommen würde! Ob ich auch das Häubchen aufsetze mit den drei gemalten Tulpen? Aber das würde zu gesucht und zu auffallend aussehen. Man könnte glauben, wir säßen hier Tag und Nacht in Häubchen mit Tulpen und in Atlasmiedern."

Sie ging, aber nicht ohne einen Blick auf die Thüre zurückzuwerfen, die eben geöffnet wurde, und durch welche die derbe Faust des Hubert einen jungen Fremden mehr hineinschob als führte, denn der Fremde wollte nicht eintreten.

Arabella trat den Beiden entgegen.



„Dieser Mann, mein Töchterchen“, sagte der Einsiedler, „ist soeben mit dem Wagen aus Utrecht gekommen, er kann jedoch nicht weiter. Unterwegs hat ihn ein Blutsturz befallen und er will in meiner Zelle übernachten. Zufälligerweise beherberge ich aber gerade heute sechs Landsknechte, die mir der Bischof von Mecheln, Ehrwürden, überschickt hat mit einer Art Geleitsbrief; ich kann also den Fremden nicht aufnehmen. Willst du es deiner Mutter sagen, Kind, daß sie ihn bei sich beherberge. Gottes Lohn dafür, versteht sich.“

„Wir nehmen niemals Fremde auf, Väterchen“, sagte Arabella und warf einen mistrauischen Blick auf den Kranken, der in dem dunkeln Winkel, den die Thüre mit dem Ofen bildete, stehengeblieben.

Durch die halboffene Thür rief die Stimme Joanna's: „Wartet nur, ich komme gleich.“

„Ihr könnt doch, meine lieben Kinder“, fing Hubert von neuem an, indem er seine große behaarte Faust halb drohend, halb lächelnd emporhob, „einen Christenbruder nicht

in einer so dunkeln Nacht auf der Straße lassen!"

„Ich gehe", sagte der Fremde. „Gott wird mir Kräfte verleihen."

Er näherte sich der Thür; doch in diesem Augenblicke schoß Joanna aus der Kammer hervor, faßte den Arm des Fremden, zog ihn ans Licht, nahm ihm den Hut ab, und sagte in sehr bestimmtem Tone: „Ihr bleibt! Ich will es — Ihr bleibt."

Der Fremde zeigte sich als ein junger Mann, dem blonde Locken auf Brust und Schultern fielen und der in seine großen dunkeln Augen einen gewinnenden und seelenvollen Blick zu legen wußte. Er war bleich, doch seine Lippen von einer schönen Röthe und seine Zähne wie Perlen; sein Wuchs war schlank und voll.

Joanna sah ihm fest ins Auge, und während Hubert und die Schwester miteinander redeten, fragte sie: „Wer seid Ihr?"

„Ein Maler aus Antwerpen, der sich auf einer Geschäftsreise befindet."

„Gut, mein Herr, und was mich betrifft,

so heiße ich Joanna. Habt Ihr mich verstanden?"

„Vollkommen, mein edles Fräulein."

„Ja, ein Fräulein bin ich und edel bin ich auch. Wir leben hier zwei Schwestern mit unserer Mutter. Ich habe fünf Brüder, die alle sich in der Welt herumtreiben und von denen zwei uns sehr viel Kummer machen. Ich weine oft mitten in der Nacht, blos weil ich Brüder habe, die nichts taugen."

„Ihr habt ein gefühlvolles Herz, mein Fräulein."

„Sehr gefühlvoll."

Der Fremde wandte sich ab und lächelte, während Joanna zu ihrer Schwester lief und dieser zuflüsterte: „Bella, was ist das für ein hübscher Mann! Ich habe ihn schon ausgefragt, es ist ein Maler. Wir wollen ihn oben in die Dachkammer legen, wo die getrockneten Aepfel liegen. Da wird er wie ein Gott schlafen."

„Vor allen Dingen wollen wir hören, was die Mutter sagt", bemerkte Arabella ernst; „da kommt sie."

Die Vorhänge des mittlern Eingangs thaten sich voneinander, und in dieser Einfassung der Draperien erschien in majestätischer Schönheit „die Dame im Schleier“. Hier hatte sie jedoch keinen Schleier. Der Fremde blickte sie staunend an, und Hubert machte eine ungeschickte Verbeugung.

„Bei Gott, diese Frau ist ja wie eine Königin!“ flüsterte der Fremde vor sich hin.

Arabella und Joanna küßten die Hände der Mutter.

Es wurde jetzt der Frau des Hauses erzählt, wer der Fremde sei und unter welchen Umständen er Einlaß begehre. Ein Blick auf den Jüngling überzeugte die Dame, daß sie ohne Bedenken sein Begehren erfüllen könne. Sie that noch mehr; sie gab einige Mittel ihrer Hausapotheke her, die dazu dienen sollten, im Verein mit der nöthigen Ruhe das Brustübel des Erkrankten zu verscheuchen. Er erhielt ein Zimmer und den Jokei zur Bedienung. Hubert wurde heimgeschickt mit dem Auftrage, morgen bei guter Zeit einen Arzt aus der Stadt herbei-

zuschaffen. Damit ging das Abenteuer dieses Abends zu Ende. Joanna und Arabella unterhielten sich noch bis tief in die Nacht über den Fremden.

Der Arzt kam bei guter Zeit, und als er den Kranken verlassen hatte, trat er in das Zimmer ein, wo die kleine Familie zusammensaß und schon auf den Augenblick wartete, wo sie ihn würde ausfragen können.

„Nun, wie geht es meinem Gaste?“ fragte Frau Elisabeth, wie wir die Dame im Schleier nennen wollen.

Der Arzt that einen Blick in den Spiegel, um zu prüfen, ob sich die Locken seiner Perücke nicht verschoben hätten, dann sagte er mit einem stolzen Lächeln: „Edle Dame, das ganze Leiden dieses jungen Menschen, den ich nicht zum Sohne haben möchte, besteht darin, daß es in seinem Kopfe nicht recht richtig ist.“

„Um Gotteswillen, er ist doch nicht verrückt?“ rief Joanna.

Der Arzt warf einen schielenden Blick auf das junge Mädchen und murmelte vor sich hin:

„Wie dieser Vogel häßlich zwitschert! Ich kann die Gelbschnäbel nicht leiden.“ Und laut setzte er hinzu: „Ja, mein engelschönes Kind, der Fremde ist verrückt und zwar recht arg, er hat sich in eine dieser Damen verliebt, so heftig, daß, als ich in seine Stube trat, ich ihn über einem Bilde brütend fand, das er ganz gegen Sitte und Anstand auf die Wand, an der sein Bette steht, gepinselt hatte. Natürlich nahm ich einen Schwamm und wischte das einfältige Zeug weg. Denn wenn Einer krank sein will, muß er mit Pillen und Latwergen sich beschäftigen, nicht mit Zeichnungen und Schmierereien.“

Alle drei Damen schwiegen. Man kannte die grobe Weise des alten Doctors, der zugleich den jüngsten Mädchen den Hof machte und sehr erzürnt war, wenn sie ihn abwiesen. Deshalb auch sein Widerwille gegen Joanna.

„Ihr seid — nun ich will verschweigen, was Ihr seid, Doctor!“ rief Joanna und wandte ihm den Rücken.

„Ihr sagtet vorhin, der Fremde sei in Eine von uns verliebt“, hub Elisabeth lächelnd an;

„ich möchte jetzt fragen, in welche von meinen Töchtern?“

„Gnädigste, habe ich gesagt, daß es eine Tochter war?“

Frau Elisabeth lachte laut. „Doch nicht in mich?“ rief sie.

„Nun, bin ich denn daran schuld?“ schrie der Alte und fuhr einen Schritt zurück. „Soll ich für die Thorheiten dieses Narren gezüchtigt werden? Er hat Euer Bild an die Wand gemalt, Dame, Euer Bild! Und als ich hereinkam, fuhr er mich an wie ein Wüthender und rief: «Wer ist diese Frau? Was will sie hier? Warum sitzt sie hier im Walde, wenn sie so ein Gesicht hat? Bei Gott, entweder hat sie eine Krone getragen, oder sie wird noch eine tragen!» Seht Dame, solch ein Unsinn kam über die Lippen dieses Narren!“

Beide Töchter eilten auf die Mutter zu, schmiegten sich um ihre Knie, und suchten kosend die Hände fortzubringen, die Jene vor das Antlitz geschlagen. „Mutter, Mutter!“ rief Arabella, „wie kann dich die Rede dieses Man-

nes, der es nicht übel meint, so erschüttern? Eben lachtest du noch und nun fällt Thräne auf Thräne unter deinen Händen herab!"

„Es ist die Hand des Schicksals, die mich plötzlich faßt", sagte Elisabeth leise. Und noch leiser setzte sie hinzu: „Laßt euch nichts merken, es wird vorübergehen."

„Der Fremde soll fort, er soll den Augenblick fort!" rief Joanna und stampfte mit dem kleinen Fuße. „Ist das eine Art, unter dem Vorwande, krank zu sein, sich hier einzuschleichen und der Mutter Thränen zu erpressen? Geht, Doctor, und sagt ihm, er soll sich in des Teufels Küche scheren und dort Bilder an die Wand malen."

„Ei, mein liebes Fräulein", sagte schmunzelnd der Alte, „Ihr würdet nicht so bitterböse sein, wenn er statt der Mama Bildniß das kleine liebe Näschen von Dero Gnaden über seinem Bette abconterfeit hätte."

Joanna flog auf den Doctor zu, riß ihm seine Perücke vom Kopfe, verstopfte ihm damit den Athem, indem sie sie ihm ins Gesicht drückte,

und schob ihn in einen Winkel, wo er über Stühle stolpernd in die Ecke fiel.

„Bravo, bravo!“ erscholl es laut, und der junge Maler stand in der Thür, den Auftritt mit Lust betrachtend. „Welch ein tapferes Junkerlein ist das, werth an König Artus' Tafel zu sitzen!“

Joanna stand wie eine Heldin im Zimmer. Ihr Haar hatte sich gelöst, die langen blonden Locken flogen um den Nacken, ihr Auge rollte, ihre Wangen glühten, ihr kaum entwickelter Busen hob sich unter heftigen Athemzügen.

„Fort, fort! Alle, die ich nicht leiden kann!“ rief sie, „ich bin eine Königstochter, ich befehle!“

Arabella und die Mutter eilten auf das heftige Kind zu und führten es rasch ins Nebenzimmer ab. Der Doctor kroch aus dem Winkel hervor, nahm eine leere Pillenschachtel und warf sie gegen die Thür: „Ein dummes, einfältiges Gänschen seid Ihr, mein Püppchen, und keine Königstochter. Wo diese hochmüthigen Närrinnen nur alle hier sich zusammengefunden haben!“

„Die Mutter die Himmelskönigin, die Tochter ein St.-Georg!“ rief der Maler und sah noch immer staunend der Entschwundenen nach.

„Und was bin ich?“ fragte wüthend der Alte.

„Der Drache!“ erwiderte mit Lachen der junge Maler. „Hier habt Ihr Eure Perücke wieder, sie ist ein wenig zerzaust. Aber ich bitte Euch, sagt mir, wer sind diese Frauen?“

„Bettlerinnen sind es, hochmüthige, naseweise Bettlerinnen!“ tobte der Gefragte. „Ich komme um Jesu Christi Wunden willen in dieses Haus, lediglich um meine Sünden zu büßen, denn seit einem Jahre schon erhalte ich keinen Dreier Honorar. Aber wenn mein Klepper je wieder seine Nase nach diesem Neste zu richtet, so soll er und ich verdammt sein! Seht doch — eine Prinzessin will sie sein! Und man hat im Haag sie ankommen sehen, sie und die Mutter, auf einem Karren, wie die Komödianten im Lande herumfahren. Damals war die Brut nur noch zahlreicher; es waren auch einige Buben dabei, die unterdessen landstreicherisch die Fremde gesucht haben.“

„Es ist genug!“ rief der Jüngling. „Die Frau mag sein wer sie will, sie ist eine Frau, und Männern geziemt es nicht, Frauen zu verlästern. Nehmt dieses Goldstück, es wird Euch für Euern Ritt hierher entschädigen.“

Der Doctor umarmte den jungen Mann und küßte ihm beide Hände. „Herr Ritter, ich empfehle mich Euch“, sagte er; „meine Wohnung werdet Ihr auf diesem Blättchen angezeigt finden, wenn Euch Euer Weg nach Utrecht führen sollte.“

Die Beiden trennten sich.

Der Jüngling war allein im Zimmer. Er fühlte, daß seines Bleibens schicklicherweise hier nicht länger sein konnte, und ließ also bitten, von den Damen Abschied nehmen zu dürfen. Er erhielt zur Antwort, die Frau vom Hause sei erkrankt, könne Niemanden vor sich lassen und wünsche ihm eine glückliche Reise. So war in seltsam freundlicher und unfreundlicher Weise seine Gegenwart in diesem geheimnißvollen Hause nur auf wenige Stunden beschränkt gewesen. Aber um so lebhafter waren die Bilder, die

ihm die Erinnerung vorhielt. Er wollte nun um jeden Preis über die Familie Gewißheit haben.

Der fromme Einsiedler Hubert stand vor seiner Zellenthür und betrachtete, an einen Baum gelehnt, mit freudigem Lächeln ein silbernes Trinkgeschirr, das ihm die Soldaten hinterlassen hatten zum Lohn für Beichte und Absolution, mit denen er sie bedient. Die wenigen gelblichen Haare, die den dicken Schädel umspielten, schimmerten goldig in dem Strahl der Abendsonne, der sich durch die Blätter des Weinstocks stahl, welcher an der Hüttenwand emporrankte. Die ungeschlachten Beine waren übereinandergelegt, die wohlgenährte Körperfülle spaltete das grobe Gewand, das in weiten Falten auf die Steinbank herabfiel, auf der eine Flasche und zwei Becher standen. Der Gast, der hier gesessen, war eben aufgestanden, und brachte sich aus der Hütte ein Stück Kohle, mit welcher er nothdürftig und mühsam auf eine Tischplatte

Figuren zeichnete. Das Gespräch, das die Beiden führten, betraf einen Gegenstand, den wir nicht zu nennen brauchen, den der Leser sogleich errathen wird.

„Ihr hättet nicht so rasch aufbrechen sollen“, bemerkte der ehemalige Soldat, „Ihr habt das Ding nicht am rechten Zipfel angefaßt. Wer, zum Teufel, hat Euch denn gehen heißen? Keine von den Weibsstücken. Sie waren nur alle böse auf den Doctor; das ging auf Jenen und nicht auf Euch. Ich an Eurer Stelle hätte brav mitgeschimpft und dann hätte ich auch das gute Kind bei den Weibern gespielt.“

„Ihr habt Recht“, entgegnete der junge Maler, „aber es überkam mich plötzlich wie Scham und Reue. Sind diese Menschen wirklich früher groß und vornehm gewesen und jetzt so herabgekommen, daß sie die groben Sitten eines so elenden Pedanten leiden sollen, oder ist es ihr freier Wille, daß sie in Armuth und Verachtung leben?“

„Verachtung? Wer verachtet sie denn? Fragt nur weiter nach, und Ihr werdet sogar

Lob und Ruhm von der Frau hören", sagte der alte Hubert.

„Ach, wie gern hörte ich das!" erwiderte der junge Mann mit zärtlichem Ausdruck.

„Aber", hub der Einsiedler wieder an, „laßt Euch den Plan aus dem Kopfe spielen, die Tochter zu entführen. Dieses Mädchen ist nicht für Euch."

„Weshalb nicht? Das Kind einer Schauspielerin?"

„Laßt's gut sein; genug, sie ist nicht für Euch."

„Gestern bin ich eine ganze Stunde mit ihr allein im Walde gewesen. Die Mutter ritt mit dem Diener voran, und absichtlich lenkte ich unsere Pferde so, daß wir hier dicht ins Gehölz kamen. Ach, Freund, wie ist dieses Kind liebenswerth! So traulich offen, und doch dabei, wenn man sagt oder thut was ihr nicht gefällt, so rasch, so kühn, so gewaltig!"

„Nun ja, Ihr habt es ja mit dem Doctor gesehen."

„Sie kann mir's ebenso machen. Ich möchte

nichts bei ihr wagen und doch — möchte ich Alles wagen.“

„Macht daß Ihr wieder fortkommt! Ihr liegt nun schon vierzehn Tage hier, gleichsam wie der Jäger im Hinterhalt nach dem Wilde. Was soll das? Ich sage Euch, Ihr gelangt zu nichts.“

Der Jüngling seufzte statt der Antwort. Sein schönes Gesicht war dem Abendscheine zugekehrt, und nie sah man eine vollendetere jugendliche Bildung. Alles an diesem Kopfe war schön, die Form, der Ausdruck, die Frische und Weihe der Jugend. Und jetzt, da sich die Sehnsucht der Liebe in diesen Zügen malte, waren sie wahrhaft verführerisch. Selbst auf die rohe Natur des Soldaten wirkte der Zauber, und er murmelte, indem er den Becher vor sich hinsetzte: „Der liebe Gott hat Euch so untadelhaft gemacht, wie dieser Becher es ist. Wohl dem Manne, der von den silbernen Lippen des einen, und wohl dem Weibe, das von den rothen Lippen des andern labende Küsse nippt!“

Eine Stunde später befand sich der Jüngling wieder mitten im Wäldchen, und schloß sich, nachdem er ehrerbietig gegrüßt, der Dame im Schleier an, die diesmal mit ihren beiden Töchtern und dem Diener den gewohnten Ritt machte. Der Zug ging der Wohnung eines Pächters zu, der für die Familie einen Auftrag ausrichten sollte. Während die Mutter und Arabella im Hause sich befanden, stand Joanna an der Quelle und sah zu, wie ihr Pferd getränkt wurde. Der Jüngling setzte sich auf die Einfassung des Brunnens, das Mädchen stand ihm zur Seite. Es wurde bereits kühl, die letzten Abendlichter streiften durchs Laub. Beide schwiegen lange, endlich sagte Joanna:

„Gefällt's Euch so sehr hier in der Gegend, lieber Nachbar, daß Ihr so lange hier verweilt?“

„Bleib ich Euch schon zu lange?“

„Gewiß nicht; es freut mich, daß Ihr da seid. Ich habe Jemanden, der sich mit mir beschäftigt. Nur denke ich, Ihr seid Maler und müßt wieder an Euere Arbeit.“

„Ich verliere meine Zeit —“

„Und werdet abenteuerlich. Junge Männer, die nichts zu thun haben, fallen auf Abgeschmacktheiten. Ist's wahr, daß Ihr die Mutter malen wollt?“

„Wenn sie mir zum Bilde sitzen will.“

„Das wird sie nicht. Mein Oheim hat sie schon so oft darum gebeten.“

„Euer Oheim? Lebt er hier zu Lande?“

„O nein. Ihr dürft mich nichts fragen. Die Mutter erlaubt, daß ich mit Euch allein sein darf, weil sie mich schon für so verständig hält, daß ich weiß, was ich zu thun und zu sagen habe.“

„Wißt Ihr das wirklich? Wenn ich Euch nun um einen Kuß bitte, liebes, herziges Mädchen?“

Er sprang auf und schlang seinen Arm um sie. Lächelnd blickte sie ihn an, dann hob sie drohend den Finger:

„Was habe ich Euch gesagt: Ihr werdet abenteuerlich! Ihr habt schon gleich ein ganz anderes Gesicht bekommen; die Sanftmuth und

der gute Anstand sind fort daraus, und es hat sich etwas Spitzbübisches eingefunden."

„Etwas Zärtliches, engelschönes Mädchen."

„Geht! wenn ich Euch küssen will, werde ich es Euch schon sagen. Legt auch nicht den Arm um meinen Leib! Das paßt sich nicht für Euch, ich bin eine Dame."

„Und was bin ich?"

„Seid still. Ihr seid närrisch. Was Ihr für lustige Augen machen und wie Ihr tief damit schauen könnt! Es wird dunkel, wir wollen ins Haus gehen."

„Nicht eher, als bis Ihr mir gesagt habt, daß Ihr mich lieb habt."

„Nun denn, ich hab' Euch lieb."

„Und wollt die Meine werden?"

„Sicherlich nicht. Wo denkt Ihr hin! Seid Ihr denn ganz verrückt? Wißt Ihr denn, wer ich bin? Ich könnte Euch für einen solchen Spaß hängen lassen."

„Tolles Mädchen!"

„Gewiß, das verdientet Ihr! Wenn ich den Fuß aufhebe, so zertrete ich Euch wie einen Wurm."

„Und eben sagtet Ihr, daß Ihr mich lieb hättet!“

„Ja — lieb haben! Das ist etwas Anderes. Ich kann Euch das nicht erklären; es ist etwas Politisches. Genug, Ihr habt Euch einfältig benommen.“

„So will ich gehen und nie wiederkommen.“

„Liebes Herrchen, so ist's nicht gemeint. Nicht böse sein, nicht böse! Kommt, gebt mir einen Kuß. Ich bin Euere beste Freundin. Nicht wahr, Ihr wollt nicht böse sein? Das liebe Auge soll wieder so treu und heiter auf mich schauen. Nun ist's gut.“

Er nahm den angebotenen Kuß mit Heftigkeit. Seine Wange wurde bald bleich, bald roth. Die Locken, die ihm in die Stirn gefallen waren, warf er in den Nacken zurück. Ein schwerer Seufzer entpreßte sich seiner Brust. Ohne ein Wort zu sagen, verlor er sich in den Wald. Hinter den Bäumen sah er Arabella's Gestalt, welche kam, die Schwester abzuholen. Beide schlanke schöne Mädchen verschwanden in die

Hütte. Noch auf der Schwelle sah sich Joanna suchend nach ihm um.

Am andern Morgen war der junge Maler aus der Gegend verschwunden.

Rubens hatte es in seiner Art, bei der Arbeit seinen Schülern etwas zu erzählen. Es waren gemeiniglich Begebenheiten aus seinem Leben, öfters Schilderungen von Städten und Gegenden, stets Etwas, was die jungen Leute, indem es sie unterhielt, zugleich belehrte und weiter förderte. Die Arbeit ging nie besser von statten, als wenn der Meister erzählte.

Eben hatte die Herzogin von Parma zu ihrem Bilde gesessen; sie hatte sich mit dem Schwarm ihres Gefolges, den Damen und Herren, die eine Atmosphäre von Ambra und Rosenduft um sich verbreitet hatten, entfernt, und es war Ruhe und Stille im Atelier eingetreten. Ein prächtiger Marmortisch, der mit Früchten bedeckt war, konnte als Erinnerung an

die Gesellschaft gelten. Als die Diener kamen, um ihn abzuräumen, sagte Rubens mit dem gewohnten heitern Tone: „Laßt ihn stehen; ich wette, Freund Jordaens hat schon den Pinsel angesetzt, um die Gruppe von Melonen, Trauben und Ananas, sowie den Granatenzweig darüber, auf die Leinwand zu bringen.

Alle schauten hin, und wirklich war Jakob Jordaens mit der Melone und der Ananas beschäftigt.

Man lachte, und die Staffeleien wurden wieder an ihre gehörigen Plätze gerückt. Die Arbeit begann. Es waren noch drei schöne Morgenstunden, die mit ihrem herrlichen Lichte nicht ungenutzt hingehen durften.

Rubens lächelte vor sich hin, indem er einen Aermel roth färbte und eine kleine goldene Kette darüber hinfallen ließ.

„Wahrhaftig“, hub er an, „wenn ihr mich fragt, wer diese Herzogin von Parma ist, so muß ich euch erwidern: Ich weiß es nicht. Als ich in Madrid war, hörte ich von einer Frau sprechen, die drei mal ihrem Manne fortgelaufen

und die er deshalb gezwungen war in einem Kloster hinter Schloß und Riegel zu legen. Dies hinderte aber nicht, daß sie mit der Aebtissin gemeinschaftliche Sache machte und zum vierten mal davonlief. Ich meine gehört zu haben, daß dies eine Herzogin von Parma war. Nun, wenn das hier Dieselbe ist, so wollen wir ihr nicht zürnen, und sie soll deshalb keine schlechtern Arme und keinen geringern Busen bekommen als sie hat. Dyck! ein wenig von deinem Carmin, wenn ich bitten darf, der meinige ist mir ausgegangen."

Der Gerufene brachte die Farbe, und Rubens' Blick fiel auf den Schüler, dem er aus vielen Gründen ganz besonders zugethan war.

„Tony, du siehst bleich aus! Fehlt dir etwas, mein Freund?"

Der Jüngling schüttelte das Haupt und ging zu seinem Platze zurück.

Rubens malte weiter.

Jordaens hatte seine Melone nun von allen Seiten genugsam betrachtet und begab sich mit einem unzufriedenen Murren an seinen Platz.

„Diese Melone", flüsterte er vor sich hin, „hat sehr zur Unzeit etwas von einem Kürbis an sich; ich werde sie durchschneiden müssen, um zu zeigen, daß es eine Melone ist."

Tiefe Stille herrschte; Alle malten.

„Wieder auf unsere Herzogin von Parma zu kommen", hub Rubens an, „so ist nicht zu leugnen, daß das Geschick vornehmer Frauen, die in abenteuerlicher Weise mit widrigen Verhältnissen zu kämpfen haben, weit mehr Beklagenswerthes hat, als wenn Frauen niedern Standes buntgemischte Schicksalsloose zufallen. Mir dient hier jene unvergleichlich schöne und tugendhafte Frau zum Beispiele, die ich selbst kennen zu lernen Gelegenheit fand und die ihr Leiden mit ebenso viel Größe als Ergebenheit trug. Sie weilt noch unter den Sterblichen, obgleich, wie ich fürchte, mit gebrochenem Herzen und unfähig, je wieder ihr Haupt zu erheben, das bestimmt war, im Glanze irdischer Größe zu prangen. Vernehmt, meine Freunde, was ich von dieser Frau zu erzählen mir erlauben darf. Jakob, König von Schottland, hatte mit

der dänischen Prinzessin Anna eine Tochter, die früh der Stolz der Eltern wurde. Man erzog sie in der protestantischen Lehre auf, und Lord Harrington ward, als sie nach London kam, der Leiter ihrer Studien. Ich sage mit Absicht Studien, denn die junge Prinzessin that sich in den Wissenschaften wie ein Mann hervor, und der erste Gebrauch, den sie von der Kenntniß der alten Sprachen und gelehrten Forschungen machte, war, daß sie in einer Abhandlung die Vortrefflichkeit des protestantischen Glaubensbekenntnisses bewies. Man kann sich denken, wie ihre Lehrer in Staunen geriethen, und es hielt schwer, die junge philosophische Muse in die Geleise des wirklichen Lebens zu führen, wo sie alsobald Pflichten zu erfüllen hatte. Es galt sich selbständig und der Hoffnungen ihrer Freunde würdig zu beweisen. In die stille Abgeschlossenheit von Combe-Abbey in Warwickshire hatte man die Prinzessin hingeflüchtet, um die Pläne der Aufrührer zunichte zu machen, die damit umgingen, im Verlauf der bekannten Pulververschwörung sie auf den erledigten Thron zu

setzen. Im Jahre 1609 befand sie sich in London am Hofe, wo nun die Bewerbungen um ihre Hand begannen. Unter den Freiern wurde, auf Fürsprache Moritz' von Nassau, der junge Pfalzgraf Friedrich erwählt, der mit der Prinzessin von gleichem Alter war. Dieser Prinz war unter dem Herzoge von Bouillon gebildet; er war bestimmt, das Haupt der Union, welche die protestantischen Fürsten zum Schutze der Freiheit ihres Glaubensbekenntnisses geschlossen, darzustellen. Konnte es wol eine glänzendere Zukunft geben für einen ehrgeizigen und tapfern jungen Herrn, und konnte wol für Elisabeth, die für ihren Glauben schwärmte, eine tauglichere Stütze für das ganze Leben gefunden werden? Sie nahm den Bräutigam mit Freuden auf und nur die Königin erklärte sich gegen diese Heirath; sie richtete jedoch nichts aus, da der König und der Prinz von Wales dafür waren. Ich hatte das Glück, im Gefolge dieses neuvermählten Paares mich zu befinden, als sie auf ihrer Reise auf dem Continent die flandrischen Städte besuchten. Ueberall, wo die junge

Fürstin hinkam, war sie das Entzücken der Künstler, die in ihrem Kopfe das würdige Modell zu einer Himmelskönigin fanden. Ich hatte Mühe, den Andrang meiner Kunstgenossen von ihr fernzuhalten, da sie, die die Bescheidenheit selbst war, nicht gewußt haben würde, wie sie sich bei einer so stürmischen Bewerbung der Enthusiasten hätte benehmen sollen.

Rubens hielt inne, indem ein Lärm auf der Straße die Maler veranlaßte, an das Fenster zu treten. Ein wunderlicher Zug kam daher. Auf einem roth behangenen Pferde ritt ein hagerer übelgestalteter Mann in schwarzer Kleidung und mit einer unmäßig großen Halskrause geziert, der stolze und gebieterische Blicke um sich warf, sein Pferd nachlässig am Zügel haltend. Hinter ihm thronte auf einem Esel ein Diener in bunter Livrée, der ein mächtiges Medicinglas hoch emporhielt und mit lauter Stimme rief: „Dem verehrlichsten Publico thut der weltberühmte Herr Doctor Calipsius aus Utrecht kund und zu wissen, daß er im Besitz eines neu entdeckten Arcanums ist, welches gegen jegliche

Uebel der Welt Dienste leistet, und dessen Verkauf am nächsten Montage auf dem Markte dieser edeln Stadt vor sich gehen soll." Während der Diener sprach, richtete der Herr aufmerksame Blicke auf die Fenster umher, und plötzlich geschah es, daß er den Hut tief abzog und vor den herausschauenden Malern sich verbeugte. Er that noch mehr, er warf ein Kußhändchen herauf, und dies bewog den jungen Van Dyck, sich erröthend und unwillig vom Fenster zurückzuziehen.

„Also der Gruß galt dir, Tony!" sagte Rubens lächelnd. „Wo hast du diesen sehr achtbaren und unvergleichlichen Herrn Doctor Calipsius aus Utrecht kennen gelernt? Wahrhaftig, ein würdiger Gegenstand für den Pinsel meines armen Freundes Brouwer!"

Die andern Maler bestürmten nun gleichfalls den Genossen mit Fragen, und Alle lachten über die possenhafte Erscheinung.

„Ich besinne mich nicht mehr, wo ich ihn fand", entgegnete Van Dyck ausweichend.

„Wer es glaubt!" rief Jordaens. „So grüßt

man keine oberflächliche Bekanntschaft. Wir sollen nicht erfahren, welche Mittel und gegen welches Uebel der graziös lächelnde Aesculap zu verordnen Gelegenheit fand. Was mag in der Apotheke dieses Narren ein Liebestrank kosten?"

„Ich habe nie eines solchen Tranks bedurft", sagte Van Dyck kurz.

„Es ist doch ärgerlich", hub David Teniers hämisch lächelnd an, „wenn man von den Doctoren gegrüßt wird. Die ganze Straße weiß jetzt, daß unter uns Einer sich befindet, der mit seinem Körper auf irgendeine Weise zerfallen ist. Dergleichen merken sich die Frauen, und wenn Einem von uns nun einfiele, gerade bei einem Mädchen oder einer Witwe in dieser Straße anzusprechen, so —"

„Bekäme er einen Korb", rief Jordaens, zu dem Sprecher hinschielend, „und wenn er sich noch so schön und verführerisch für die Frauen dünkte. Jedem Narren ist seine Ruthe gebunden."

„Gilt das mir?" fragte Teniers mit rauher Stimme, seinen Pinsel niederlegend. „In der

That, ich wüßte nicht, wie ich in der Leute Mäuler käme; hab' ich doch bis jetzt keine Venus gemalt, die eine ganze Versammlung von Kunstkennern für ein Waschweib erklärt hat."

„Meine Venus ist meine Venus!" murmelte Jordaens. „Es geht Niemandem etwas an, wie ich mir die Göttin der Schönheit vorstelle. Es gibt Leute, die über einen alten Küchentopf nicht hinwegkommen und nicht eher ruhen, als bis sie ihn in allen seinen Rissen und Schrammen dargestellt, sodaß jede Köchin den ihrigen wiedererkennt."

„Meine Freunde, Ruhe!" bat der kluge und bescheidene Snyders. „Wir wollen die Erzählung des Meisters weiter hören."

Alle sahen auf Rubens, der unterdessen seine Blicke aufmerksam auf Van Dyck gerichtet hatte, welcher vor seiner Staffelei müßig saß, das Haupt in die Hände gestützt.

„Wir haben unsere Prinzessin auf der Reise zurückgelassen", nahm der Meister das Wort. „Der Pfalzgraf führte sie im Triumphe nach Heidelberg, in das Stammschloß seiner Ahnen.

Wer von euch kennt die herrliche Pfalz? Niemand? Seht, Freunde, sie ist der Garten Deutschlands. Nie sah ich ein Ländchen, so ganz dazu geschaffen, dem glücklichen Bewohner der Erde die Fülle und Lieblichkeit derselben zu zeigen. Es gibt ohne Zweifel eine Menge Gegenden, die durch großartige Formenbildungen meine schöne Pfalz beiweitem übertreffen; aber diesen gepriesenen Naturwundern geht alsdann der magische Reiz des Idyllischen und Lieblichen ab, der sich nie mit imponirender schroffer Größe paart. Als ich zum ersten mal nach Frankreich reiste, brachte ich sechs glückliche Wochen in dem paradiesischen Neckarthale zu; ich werde diese Zeit nie vergessen. Ich machte Studien, aus denen später einige meiner besten Landschaftsbilder hervorgingen; ich entwarf Köpfe und Gruppen, zu denen mich die gesunde und vollsaftige Menschenbildung jener Gegenden auffoderte. Was die junge Pfalzgräfin betrifft, so verlebte sie sechs glückliche Jahre in dieser freudebelebten Weltentfernung; allein da sie ehrgeizig war, und der Ruhm ihres Mannes ihr mehr

am Herzen lag als das Glück einer idyllischen Einsamkeit, so mischte sie sich früh in die politischen Händel, die damals gerade Böhmen sich zum Schauplatze erwählt hatten. Die Partei der Unzufriedenen, an ihrer Spitze Bethlen Gabor, errang den Sieg, und die Krone Böhmens wurde ein herrenloses Gut. Sie wurde dem Pfalzgrafen angetragen, und trotz der lebhaften Abmahnungen, welche die Herzoge von Baiern und Sachsen dem Fürsten zukommen ließen, nahm er sie an. Wie wir wissen, hat dieses Königreich kurzen Bestand gehabt. Die katholische Liga waffnete sich im Bündnisse mit Frankreich gegen Friedrich, und die Schlacht am Weißen Berge nahm ihm die Krone vom Haupte. Der Pfalzgraf floh nach Breslau, arm, verlassen, von jeder Hülfe entblößt. Auch aus diesem Zufluchtsorte vertrieben den Unglücklichen die heranziehenden Truppen des Herzogs von Sachsen. Elisabeth trennte sich von ihrem Gemahl, welcher verkleidet als Bauer in seine Erblande heimkehrte, um hier zu retten was noch zu retten war. Seht, meine Freunde, das ist

Unglück genug für eine arme Frau, die in Glanz und Hoheit erzogen worden. Doch hat man mir versichert, daß sie ihr Misgeschick mit männlichem Muthe ertragen. Sicherlich der herbste Theil desselben war das lieblose Betragen ihres Vaters, der sein Kind in der Fremde umherirren ließ, ohne daß er zu dessen Hülfe und Ehrenrettung das Mindeste zu thun sich aufgefodert fühlte. Vor kurzer Zeit hat die Fürstin auch ihren Gemahl verloren, sowie einen hoffnungsvollen Sohn; sie ist jetzt nur noch im Besitze von zwei Töchtern, die ich als schön und liebenswerth kenne, und fünf Söhnen, von denen zwei ihr Glück im Getümmel der Welt versuchen, einer nach England gegangen ist, um dort seine Verwandten zum Schutz der Mutter und zur Wiedererlangung der Kurwürde zu bewegen, und zwei in Frankreich ein zweifelhaftes Glück verfolgen. Die Mutter befindet sich in unserm Lande, und als sie mit ihren Töchtern noch im Haag lebte, genoß ich öfters die Ehre, ihr aufwarten zu dürfen. Sie ist noch immer eine der schönsten Frauen, die

ich kenne. Das Unglück hat sie nicht gebeugt. Wie ich höre, steht sie jetzt in lebhaften Unterhandlungen mit ihrem Heimatlande, dessen Scepter jetzt in der Hand des edlen Karl I. ruht, der seine Schwester nicht verlassen wird, wie es der Vater gethan. Wollen wir das Beste hoffen!“

Meister Rubens schloß hier seine Erzählung, indem er den Pinsel und die Pallette niederlegte und mit einem prüfenden Blicke seine fast vollendete Arbeit betrachtete. Die Schüler unterhielten sich über das soeben Mitgetheilte, und Niemand hatte auf Van Dyck Acht, der außer sich vor innerer Bewegung seine glühende Stirn an die Marmorbekleidung der Wand lehnte und laut vor sich hin seufzte: „O welch ein Thor war ich, mich in diese unglückseligen Bande zu verstricken! So liegt denn mein Elend offen und vor aller Welt Augen; ich bin der unglücklichste aller Menschen!“ Thränen stürzten über seine Wangen und er eilte rasch hinaus.

In den dunkelsten Laubgängen des Gartens versteckte sich der Arme, als wolle er Licht und

Menschen auf ewig meiden. Seine Klagen tönten hier noch lauter und ungezwungener, er rief den Namen: Joanna! und mit einem aus der tiefsten Brust geschöpften Seufzer sagte er ihr Lebewohl. Die Gewalt, die das reizende Kind über ihn gewonnen, wurde ihm erst jetzt in ihrer ganzen Ausdehnung klar, und entsetzenvoll war ihm der Gedanke, daß er ohne sie jetzt weiter leben sollte.

Mitten in den Ausbrüchen seines Schmerzes weckte ihn eine sanfte Stimme aus seinem Taumel, und aufblickend erkannte er die stolze, aber mild auf ihn niederblickende Gestalt seines Meisters und Freundes. Rubens war dem Verzweifelnden gefolgt; ein Kenner der Herzen, wie er ein Kenner der Größe und Schönheit war, hatte er sogleich den Tumult im Innern des Jünglings wahrgenommen und dessen verborgenen Grund geahnt. Liebevoll umschlang sein Arm den Nacken seines Freundes, und ihn auf die Bank zu sich niederziehend, begann er sorgsam freundlich den Schleier von dessen Geheimniß zu ziehen. Als er Alles wußte, was er wissen

wollte, war es ihm möglich, die rechten Worte des Trostes zu sprechen und den rechten passenden Rath zu ertheilen. Lange sprachen Beide zusammen, und als sie sich trennten, fühlte Van Dyck den ganzen Werth des Geschenkes, das ihm durch den Besitz eines solchen Freundes zutheil geworden. Er liebte jetzt Rubens mit einer wahrhaft schwärmerischen Neigung, und Rubens vergalt ihm diese durch die Sorge eines Vaters, gemischt mit der Zärtlichkeit eines Bruders. Van Dyck sollte Ruhe und Zerstreuung in vermehrter Arbeit suchen, und demzufolge gab ihm der Meister den Plan zu einem Bilde, an welchem Beide — welche Ehre! — gemeinschaftlich arbeiten sollten.

Jahre waren vergangen. Van Dyck befand sich in England, ein berühmter, mit Reichthum und Ansehen überschütteter Künstler, am Hofe Karl's I. ein gesuchter und beneideter Günstling. Die Schönheit seines Aeußern machte ihn für

die Frauenwelt ebenso beachtenswerth, wie für die Männer gefährlich. Eine Menge Liebesintriguen gaben hiervon Zeugniß, manche mit Gefahren verknüpft, die jedoch der Sohn des Glücks immer siegreich überwand. Das Abenteuer seiner Jugendjahre blieb nicht vergessen. Jenes Haus im Wäldchen am stillen See, jene Klausnerhütte im Walde waren die Zielpunkte seiner Phantasie, wenn sie auf Wanderungen nach der Heimat sich begab. Rubens schrieb seinem Schüler und Freunde, daß das sicherste Mittel, sich bei der Fürstin, die ihren Aufenthalt noch nicht geändert, in voller Gunst einzuführen, sei, ihr eine Copie jenes Bildnisses ihres königlichen Bruders zu schicken, das in England ihm so großen Ruf erworben. Van Dyck schickte das Bild Karl's I. und bat Rubens, dasselbe persönlich an die „Dame im Schleier" abzugeben. Dies geschah. Die unglückliche Elisabeth freute sich über die Maßen, ein so vortreffliches Bild und von einem jungen Manne zum Geschenk zu erhalten, den sie, als er sich in ihrer Nähe befand, beleidigt zu haben fürchtete. Rubens be-

ruhigte sie hierüber. Er hatte ihr jedoch noch ein Bild zu übergeben, und hier bangte ihm in der That, der Fürstin ernst demüthig-fromme Gesinnung kennend, vor einem üblen Empfang. Deshalb entschleierte er nur zögernd die zweite Gabe, die sein jugendlicher Freund und Genosse übersendet hatte. Elisabeth sah sich selbst, jedoch als Himmelskönigin dargestellt, mit dem Christusknaben in den Armen.

„Verzeiht, hohe Frau", sagte Rubens schmeichelnd, „wir Künstler haben den Auftrag von unserm Patron, dem heiligen Lucas, die Züge der Madonna zu nehmen, wo wir sie finden. So dürft Ihr nicht meinem guten Antonio zürnen, daß er eine Maria nahm, wo er eine fand. Bei meinem Eide, ich hätte es nicht anders gemacht. Und das Bild ist ein herrliches Bild, Ihr könnt mir's glauben; es sieht Euch ähnlich. Ich selbst sah Euch so vor mir stehen, als Ihr mir damals im Haag sagtet: «Meister Rubens, die Krone ist von meinem Haupte gefallen, aber ich fühle mich darum nicht gebeugt und zertreten.» «Ihr seid Königin mehr als je!» sagte ich darauf."

Die Fürstin lächelte düster. „Woran mahnt Ihr mich, Freund!“ sagte sie nach einer Pause. „Vergeßt nicht, daß eine alte Frau vor Euch steht, welche alle Eitelkeit der Welt weit hinter sich hat. Nehmt das Bild wieder mit, Ihr seht wohl, daß ich's nicht bei mir behalten darf. Für das Bild des Königs aber sagt dem Meister Van Dyck meinen Dank, und komme ich nach meinem Vaterlande, wie ich jetzt Hoffnung habe, so werde ich mich bemühen, ihm nützlich zu sein.“

Sie kam nach England, aber lange darauf, als eine Vergessene, Verschollene. Fast Niemand erinnerte sich ihrer. Unterdessen war das Haupt Karl's I. auf dem Blutgerüste gefallen, Cromwell's Schreckensregierung war rasch vorübergegangen, und Karl II. hatte andere Dinge zu betreiben, als sich um die alternde Tante zu bekümmern. Sie war am Abend ihres Lebens völlig allein. Arabella hatte sich dem Studium der Philosophie ergeben, war die Freundin und Schülerin des Descartes geworden und glänzte in der großen Welt; Joanna, die muntere Joanna

war — gegen den Willen der Mutter zur katholischen Kirche übergetreten und hatte sich in die Mauern eines Klosters eingeschlossen. War es Van Dyck's jugendlich schönes Bild, das ihr dahin folgte? Vielleicht. — Von den Söhnen gelangte keiner dazu, eine bedeutende Rolle auf dem Welttheater zu spielen. Es versank das Geschlecht, deren Stammmutter Elisabeth war, in Nacht und Dunkel.

Doch sie selbst leuchtet schön uns entgegen. Da sehen wir sie im Glanz der Krone, mit dem Scepter in der Hand, eine reizende Königin, wenn auch keine Himmelskönigin. Unverkennbar ist die Aehnlichkeit mit dem Bilde ihres Bruders, Karl's I., welches, ebenfalls ein Original von Van Dyck, an der benachbarten Wand befestigt ist. Wie anziehend ist es, diese zwei Bilder miteinander zu vergleichen. Der Ausdruck „verklärten Leidens" im Antlitz Elisabeth's ist unnachahmlich schön, mit Hoheit und Edelsinn der herrlichen Gestalt gepaart. Doch eine Maria ist sie nicht. Eine Magd des Herrn — ist diese Frau nimmer! Da gehören andere Züge,

ein anderer Ausdruck, eine andere Körperhaltung dazu. Van Dyck war ein Lebemann wie der große Rubens; Beide hatten keine frommen Inspirationen, Beide waren Söhne der Erde, aber rechtmäßige Söhne, Lieblinge dieser alten Mutter, die ihren Segen träufeln ließ ohne Unterlaß über beide Häupter. Wie manche schöne Fürstin mag vor diesem Bilde gestanden und bei sich gesprochen haben: „Ja, so will auch ich meinethalben die Maria darstellen, so will ich mich in meiner Hauskapelle hinsetzen und anbeten lassen! Eine schöne Frau würde ich dann doch sein und bleiben, und dabei würde Niemand vergessen, daß ich Königin bin; das ist die Hauptsache. Der Maler, der dies Bild gemalt, muß stets in guter Gesellschaft gelebt und gewußt haben, auf welche Art wir Fürstinnen vor der Welt auch als Heilige dargestellt sein wollen!“

Mit diesem Selbstgespräch, das vielleicht nie, vielleicht aber auch sehr oft vor diesem Bilde gehalten worden, sprechen wir über Van Dyck den Tadel aus, der ihn uns als Schmeichler der großen Welt erscheinen läßt. Niemand wußte

besser als er jenen Duft der Vornehmheit wiederzugeben, der über Gestalten und Gesichter gleitet, die nicht auf der sittlichen, sondern auf der Convenienzhöhe ihrer Zeit wandelten. Deshalb wurde auch sein Atelier belagert. Er wurde es zuletzt überdrüssig, immer diese stolzen Herren und diese lächelnden vornehmen Damen zu malen, und sehnte sich danach, große, ernste, historische Compositionen zu schaffen. Aber es war zu spät; sein Genius versagte ihm das Begehrte. Die Welt, der er diente, hatte ihn geknechtet. Er fand keine großen Gegenstände, keine heroischen Entwürfe in seinem Geiste. Verzweifelnd und von Krankheit aufgerieben, welche ihm die schwelgerischen Tafeln und die verhüllten Ruhebetten, zu denen er sich hinlocken ließ, zugezogen, legte er den Pinsel nieder und sank aufs Krankenlager, von dem er nicht wieder aufstand. Noch nicht voll 42 Jahr alt starb er in England, und er, der niederländische Maler, erhielt eine Ruhestätte in der Paulskirche.

Die grüne Spinne.

Peter Breughel, der Jüngere (Höllen-Breughel).

Bei einbrechender Dunkelheit ging ein Mann rüstigen Schrittes über den Moorgrund, der sich von Breda südlich bis zu dem Dorfe Breughel hinzieht. Es war im Spätherbst; die Nebel erfüllten die Niederung, und der ohnedies schwer erkennbare Fußpfad, der über einige kleine Brücken führte und an Gräben hinleitete, mußte unter diesen Umständen besonders vorsichtig aufgesucht und eingehalten werden. Jedoch war der Wanderer so ziemlich seines Weges gewiß; er war aus dieser Gegend gebürtig, und schon als Knabe hatte ihn der Vater diesen kürzern Seitenpfad gehen lassen, wenn es galt, für den Unterhalt der Familie Einiges aus dem Städtchen herbeizuholen. Später, als Jüngling, hatte Peter, so hieß der Maler, den wir hier vor

uns haben, den Weg öfters selbst gesucht, um mit seiner Geliebten ungestört allein sein zu können. Denn mitten im Moor fand sich ein altes verfallenes Bauwerk, das Haus Peter Grool's genannt, das seit Jahren den Liebenden und den Spitzbuben der Gegend zum Vereinigungsplatze diente. Nur freilich gehörte Muth dazu, hier bei Nachtzeit einzusprechen, denn Peter Grool war ein Mann gewesen, der nicht anders mit einem übel angewandten Leben hatte fertig zu werden gewußt, als daß er sich eines schönen Tages die Kehle abschnitt, und der jetzt zur Strafe dafür die halb ins Moor versunkenen Reste seines ehemaligen Aufenthalts zu umwandeln pflegte. Aber was kümmert einen beherzten Gauner, der die gewonnenen Schätze in Sicherheit bringt, ein herumwandelnder Schatten? und vollends was fragt ein junger Bursch, der sein Mädchen im Arme hält, ob das fahle Gesicht, das dort über die Mauer guckt, der aufgehende Mond, oder sonst etwas Anders sei. Genug, Peter hatte hier seine schönsten Liebesstunden verbracht in der Nähe und

im angenehmsten Einverständnisse mit Petruncula Dohln, einer saubern und anständigen Jungfer, die hinter Aelst an der Mühle des Meister Dortmund Ryn zu Hause war und in diese Gegend gekommen war, um einen alten Oheim zu beerben. Da aus der Erbschaft nichts wurde, sollte auch aus der Ehe Peter's mit der Jungfer Dohln nichts werden, aber hier setzte der junge Mann seinen Kopf darauf, wenn er auch darüber aus dem Hause und aus der Lehre seines Vaters fortziehen sollte. Dies waren aber alles Dinge, die drei bis vier Jahre bereits vor sich hatten; denn Peter Breughel, wie er sich nach seinem Vater nannte, hatte seine Petruncula geheirathet und, nachdem er mit dem Vater und dem Bruder Johann, sich leidlich auseinander gesetzt, seine eigene kleine Wirthschaft bezogen und sich eigene Kunden, die ihm Bilder abkauften, verschafft. Es ging zwar nicht sehr herrlich mit ihm, doch hatte er sein Auskommen, wenn er nur genügsamer gewesen wäre. Aber Peter war ein Phantast, dem nichts Gegebenes genügte, son-

dern der immer noch mehr und Anderes wünschte.

Dergleichen ging auch jetzt in seinem Kopfe herum, als er um diese Stunde über das Moorfeld ging, und sich der alten Zeiten erinnerte. Die bleiche Mondscheibe kam über die dunkle, dampfende Ebene daher und stieg gleichsam träge und lässig an dem Himmel hinauf, der voll kleiner, zerrissener Wolken hing, die mit Hülfe des Nachtwinds hinsegelten. Nirgends, soweit das Auge sah, ein lebendiges Wesen. Endlich traten aus dem Nebel die Umrisse jenes Hauses hervor, das wir schon beschrieben haben. Peter Grool's Hütte war ein Gegenstand für unsern Wanderer, bei dem er nicht so ohne Weiteres vorübergehen mochte; er setzte sich also auf eine morsche Bank, legte sein Bündel beiseite, in welchem Leinwand, Pinsel, Farben und eine Flasche gebrannten Wassers enthalten war, und das Haupt auf beide Hände gestützt, blickte er in die öde, von Gott und Menschen gleichsam verlassene Gegend hinaus. Es überkam ihm ein Schauer. So viele Menschen waren ge-

wandelt diese armseligen und dunkeln Pfade, und sie alle hatten sich fortgemacht und lichtere Felder gesucht. Die Oede war öde geblieben. Und doch hatte ein Mann es über sich vermocht, gerade diesen verlassenen und gemiedenen Fleck der Erde zu seinem Aufenthalt zu wählen. Aus diesen kleinen, engen Fenstern hatte er herausgeschaut und hatte seinen Abendsegen gebetet, wenn er überhaupt zu beten pflegte. Sollte nicht für Peter Breughel ein ähnliches Loos in Bereitschaft liegen? Die Welt hatte so gar wenig Anziehendes für ihn. Die Liebe seines Weibes war für ihn eine abgenutzte und abgethane Sache, die Kunst, sowie der Vater und der Bruder sie übten, galt ihm für eine ohnmächtige Spielerei, die die Seele zufriedenzustellen nicht im Stande war. In Italien, in Frankreich — da mochte es anders sein, aber wie sollte er dahin gelangen, er ein armer Mann, der sich von seiner Hände Arbeit von Tag zu Tag weiter fördern mußte? Der Vater und der Bruder waren glücklich in ihrem Stande, sie waren Bauern und wollten nichts Anderes

sein; daß sie sich dabei auch Künstler nennen durften, war ihr Stolz. Aber alles das war armselig. Peter wollte mehr — oder nichts. Ganz verschwinden vor dem Auge der Menschen wollte er, oder von ihnen mit einer Art Schauder und Entsetzen genannt sein, wie Einer, dem übernatürliche Kräfte zugebote stehen.

Dies war so in ungewissen Umrissen, was er sich dachte. Er rührte dabei mit seinem Wanderstabe den Grund auf, welcher die Trümmer eines Bildwerkes enthielt, womit ehedem die eine Wand dieses sonderbaren Hauses geschmückt gewesen. Er hob die einzelnen Stücke auf und suchte zu erkennen, was auf ihrer Fläche dargestellt worden. Bei dieser Arbeit überraschte ihn der Schatten eines Mannes, der an der Ecke des Hauses stehen mußte, denn von daher kam das Mondlicht.

Peter stand auf und trat näher hinzu; da sah er denn, daß eben ein solcher Wanderer, wie er selbst, hier von einem mühevollen Gange ausruhte. Der Fremde hatte sich in seinen Mantel gehüllt, lehnte an der Mauer und

murmelte einige Worte vor sich hin, die wie eine Verwünschung klangen. Die Bekanntschaft war schnell gemacht, und Peter bot dem Fremden einen Zug aus seiner Flasche zur Erquickung an.

Nach den ersten gleichgültigen Reden hob Jener an: „Ich bin auf der Flucht, und habe keine Hoffnung, daß ich meinen Feinden werde entschlüpfen können, darum will ich mich freiwillig eines Kleinods entäußern, das, solange es in meinem Verwahr gewesen, mir nichts als Vergnügen gewährt hat. Doch ist es nicht mein Eigenthum, sein Besitzer ist mir unbekannt; wäre er gekommen und hätte es von mir gefodert, sogleich hätte ich ihm es ausgeliefert. Diese Bedingung stelle ich auch Euch."

Mit diesen Worten nahm der Verhüllte einen Ring vom Finger und reichte ihn Petern dar. Peter dankte und schob den Ring, in ein Papier gewickelt, in die Brusttasche seines Rocks.

Der Fremde sagte nochmals: „Vergeßt nicht, daß, wenn der Eigenthümer sich meldet, Ihr

das Kleinod ihm sofort ausliefert; thut Ihr das nicht, so wird es Euch zu Schaden und Verdruß gereichen; die guten Eigenschaften des Ringes werden sich in böse verwandeln."

Damit ging der Fremde fort, und bald war seine Spur im Nebel der Haide verloren.

Peter's Ring war ein sehr schöner Ring. Es war ein Goldreif, der einen grünen Stein von ziemlicher Größe, aber nicht ganz heller Färbung einfaßte. Der Fremde hatte nicht gesagt, welches die angenehmen Eigenschaften seien, die dem Ringe anhafteten, und auf welche Weise man sie zur Erscheinung brächte. Es mußten also Versuche angestellt werden. Wer war glücklicher als Peter; er hatte nun etwas Besonderes, Geheimnißvolles, mit dem er sich Tag und Nacht beschäftigte. Es konnte nicht lange dauern, so mußte er innewerden, daß die Kapsel des Ringes sich öffnen ließ und das zwischen den zwei grünen Schalen des Steins ein Etwas verborgen lag, das recht eigentlich das Geheimniß des Ringes war. Und welch einGeheimniß! In dem kleinen grünen Smaragdbette lag zusammen-

gekauert, von der Größe eines Stecknadelkopfs, eine Spinne, die mit großer Schnelligkeit her=vorgekrochen kam, als der Stein sich öffnete. Auf dem Tische, an dem Peter saß, und auf welchem die Spinne ihren ersten Ausflug in die Welt unter Vormundschaft ihres neuen Herrn machte, begann jetzt eine eigenthümliche Erschei=nung sich kundzugeben. Während die Spinne hin und her lief, bildete sich unter ihren Füßen ein wunderherrlicher grüner Rasenteppich; es war eine Wiese im Kleinen, die nicht heller und frischer gedacht werden konnte. Auf dieser Wiese entstanden nun Bäume, es entstanden Häuser, es schlängelte sich ein Fluß durch dieselbe, und ganz am Ende des Tisches, wo diese kleine Wun=derwelt ein Ende hatte, erhob sich auf einem Hügel ein prächtiger kleiner Palast, mit Säulen=gängen und einem Blumenplateau vor dem Ein=gange. Peter schlug die Hände zusammen, als er dies Alles sah. Er hielt seinen Athem an, denn er fürchtete einen Sturmwind zu erregen, der diese Pracht über den Haufen warf. Die Spinne war noch nicht fertig. Bald aus diesem

Gebüsch, bald hinter jener Hecke sah man sie hervorkommen um noch etwas Vergessenes nachzuholen. Dieses Vergessene waren ohne Zweifel die Menschen. Alsobald öffnete sich die Thür des Palastes und eine — Prinzessin trat hervor. Es konnte kaum anders sein, als daß diese Dame, die die Größe einer Mücke hatte, eine Prinzessin war. Ihr Antlitz war so lieblich, ihr Gewand so prächtig. Sie hatte ein kleines Hündchen bei sich, das vor sie her lief, und mit einem kaum hörbaren Glöckchen klingelte. Die Prinzessin wandelte über die Wiese und kehrte in eine Bauerhütte ein, wo getanzt wurde und eine lustige Gesellschaft sich auf dem freien Platze tummelte. Peter sah sich die kleinen Leute mit großem Vergnügen an, und als nun gar ein Streit unter ihnen entstand, nahm er nach Maßgabe seines Urtheils über diese Angelegenheiten, Partei für eine kleine tapfere Schar nußbrauner Bauern, die eine frische kleine kugelrunde Frau Wirthin in ihrer Mitte hatten, auf deren Reize ein ungebührlicher Angriff von betrunkenen Soldaten gemacht worden.

Die Schloßdame legte sich in das Mittel, allein sie erreichte nichts, als daß sie und ihr Hündchen zugleich in Gefahr kamen und daß beide eilig flüchten mußten. Es war sehr belustigend, und Peter hätte mit dieser kleinen Welt sich noch stundenlang beschäftigt, wenn die Spinne nicht plötzlich wieder hervorgeschossen wäre, und die ganze Wiese nebst Palast und Bauerhütte mit einem feinen grauen Schleier überzogen hätte, worauf denn Alles wieder zur braunen Holzplatte wurde, was es ehedem gewesen. Die Spinne schlüpfte wieder in ihre Behausung. Peter merkte sich bald, wenn die Spinne hervorkommen wollte, so ließ sich die Kapsel mit Leichtigkeit öffnen, sonst aber nicht.

Peter vergaß jetzt Alles andere über seiner Spinne. Wenn der alte Trübsinn über ihn kam, und er mit Gott und der Welt grollte, war seine Freundin, die Spinne, da, und führte ihn auf das anmuthigste auf Reisen. Denn es war nicht immer dasselbe Gebilde, das sie webte. Sie führte ihren Herrn in fremde Länder und Gegenden, und ließ ihn Menschen und ihre

Sitten sehen, wie sie in Flandern nicht beobachtet werden konnten. Die Spinne war Reitpferd und Reisekutsche. Doch immer war bei ihren Bildern eine schöne Frau dabei; diese Galanterie gegen ihren Herrn vergaß sie nie, denn sie wußte wie sehr Peter schöne Frauen liebte; nur hätte er gewünscht, sie hätten von etwas größern Dimensionen sein können. Aber so klein sie waren, betrugen sie sich doch so schalkhaft und nahmen so herausfodernde Manieren an, daß Peter sich sofort zu ihrem feurigen Liebhaber erklärte. Nicht so gut glückten der Spinne die Männer, diese sahen immer etwas wie staubige Fliegen aus, wenn es auch Herzoge und Prinzen waren. Die Spinne und Peter vertrugen sich vortrefflich miteinander.

So ging ein Jahr hin. Peter theilte seinem Bruder Johann so viele ganz neue schöne Gegenstände zu Bildern mit, daß dieser die vortrefflichsten Stücke zustande brachte, welche er dann theuer verkaufte. Der Vater pflegte zu sagen: „Peter ist ein Träumer; er träumt sich Alles, aber wenn Niemand da ist, der seine

Träume in gute, wirkliche Dinge überträgt, so nutzt's ihm nichts. Er selbst versteht das Malen nicht. Peter verstand aber wol zu malen, er wollte nur nicht; es war ihm bequemer, daß er die schönen Sachen sah, und der Bruder malte.

Wieder kam der Herbst heran und Peter befand sich jetzt im Besitz des Ringes ein ganzes Jahr, ohne daß Irgendjemand gekommen wäre, ihm denselben streitig zu machen. Es war zur Zeit des großen Kirchenfestes zu Utrecht. Eine zahllose Menge Fremder war aus allen Gegenden herbeigeströmt, und die Menge der Reiter und Wagen, die die Heerstraßen bedeckten, war nicht zu überblicken. Peter und sein Bruder Johann fanden sich ebenfalls bei dem Feste ein. Beide hatten sich einen neuen schönen Anzug machen lassen, und einen kleinen Pagen gemiethet, der Nachts, wenn sie ins Wirthshaus gingen, mit einer Fackel ihnen vorleuchtete, und am Tage, wenn das Gedränge sehr groß war, mit lauter Stimme rief: „Platz, ihr Herren! Es kommen die zwei berühmten Maler, Herr

Johann und Herr Peter Breughel!“ Solche Sitte war aufgekommen, weil die flandrischen Maler, seitdem alle Welt von ihren Werken kaufte, so eitel und ruhmsüchtig geworden, daß Jedermann von ihrem Erscheinen und Verweilen sollte unterrichtet werden. Der große Rubens jedoch machte diese Sitte nicht mit, aber er versäumte auch nicht, wenn er eines seiner prächtigen Pferde ritt, zwei bis drei Diener hinter sich her traben zu lassen, in schöne bunte Farben gekleidet.

In einer Straße, in der das Gedränge besonders stark war, und verhinderte, daß die beiden Maler von der Stelle kamen, stand auch die Sänfte einer vornehmen Dame still, die gelangweilt und verdrießlich sich aus dem Fenster hervorneigte, mit einem gleichgültigen Blicke die Menge musternd. Sie war blond, hatte einen hochstehenden Spitzenkragen und war in gelben geblümten Atlas gekleidet; ihr schön gerundeter, weißer Arm lag auf dem Purpurpolster des Fensters der Sänfte. Peter sah diese Frau, und sie gefiel ihm; diese Frau sah aber Petern nicht.

Endlich glitt ihr Blick über ihn hin, und dieser Blick wurde um nichts wärmer durch die feurigen Augen, die Peter machte. Plötzlich aber schien die Dame etwas an Peter's Anzuge zu bemerken, und es dauerte nicht lange so war sie es, die jetzt feurige Augen machte. „Aha!" dachte Peter, „jetzt wirkt's!" Die Dame sah auf Peter — und sah und sah, als hätte sie darüber blind werden wollen; aber nicht eigentlich auf Peter's Gesicht, sondern immer schärfer und immer länger auf die Gegend zwischen Magen und Herzgrube. Mit einem Worte, die Dame sah auf den Ring, den Peter an einer Kette trug und der ziemlich weit auf dem Wams herabhing. Die Dame gab einem ihrer Diener leise einen Auftrag. Unterdessen entwirrte sich der Menschenknäuel, und der Zug setzte sich wieder in Bewegung. Die Dame in der Sänfte wurde weitergetragen.

Die Feierlichkeit war beendet, die beiden Brüder saßen in der Schenke; da nahte sich ein reichgekleideter Diener und begehrte Peter zu sprechen. Peter erhielt eine Einladung zu

einer vornehmen Dame. Nichts konnte ihm erwünschter kommen. Er folgte dem Diener, nachdem er seinen Anzug geordnet und eine goldene Kette, die eigentlich Johann erhalten hatte, auf die er aber ebenfalls Ansprüche machte, sodaß ausgemacht worden, daß beide Brüder sie abwechselnd tragen sollten, seinem übrigen Schmucke beigefügt hatte. Trotz alledem empfing ihn die Dame kalt. Peter sah mit Freuden, daß es dieselbe war, die er auf dem Wege zur Kirche angetroffen. Die Dame ließ Diener und Zofe sich entfernen, und als nun Beide allein waren, nahm sich Peter die Freiheit ihr die Hand zu küssen, und auf eine zärtliche Weise nach ihrem Begehr zu fragen. Als die Blicke der Dame wiederum auf seiner Brust umherzuirren begannen, rief Peter mit großem Feuer: „Sucht Ihr mein Herz, Dame! Hier ist es! Es gehört ganz Euch!“ Damit nestelte er sein Wamms auf, und zeigte mit einer verliebten Geberde ihr die entblößte Brust. Bei der Gelegenheit fiel der Ring, den er eingesteckt, aus den Falten des Kleides und rasch griff die

Dame danach. Mit einem Ausruf des Entzückens betrachtete sie das Kleinod von allen Seiten, küßte es, und rief: „So hab ich dich endlich wieder, du Seele meiner Seele!“ Und zu dem erstaunten Peter sich wendend sagte sie kalt: „Wie kommt Ihr dazu fremdes Gut zu bewahren? Dieser Ring ist mein; er ist mir entwendet worden, und ich nehme ihn jetzt um ihn zu behalten!“ Sie stand auf und rauschte in ihrem starren seidenen Kleide zu einem Eckschränkchen, wohinein sie den Ring bergen wollte. Aber Peter eilte ihr nach. Bei dieser Wendung der Dinge, und da er sich betrogen und gehänselt sah, erwachte der Bauer in ihm, dem es am liebsten ist mit Knüppeln drein zu schlagen, und dem die Feinheit eine beschwerliche und ungewohnte Sache ist. „Wie verstehe ich das?“ rief er zornig. „Ihr geht mit meinem Eigenthum fort? Wie kommt Ihr mir vor Dame! und was ist das für ein Haus, in das ich gerathen! Gebt mir meinen Ring!“

„Euren Ring!“ rief die Dame höhnisch. „Seit wann tragen Bauerflegel herzogliche

Kleinodien an ihren plumpen Fingern? Geht, oder ich rufe meine Leute, und lasse Euch in Gewahrsam bringen. Die Macht dazu habe ich."

Das war zu viel für Petern. Man behandelte ihn wie einen Dieb. Mit einem raschen Griff hatte er die schlanke Dame um den Leib gefaßt, warf sie auf den Teppich des Zimmers nieder, band ihr mit einem Tüchelchen den Mund zu, kümmerte sich um die Ohrfeigen nicht, die sie ihm ertheilte, und nachdem er den Ring wieder im Besitze hatte, ging er ungehindert durch den Vorsaal und durch die Reihen der Diener.

So endete das Abenteuer Peter's, das er für ein verliebtes gehalten hatte.

Jetzt war aber seines Bleibens nicht länger in der Stadt. In Verlauf einer Stunde war er schon bereits aus ihren Mauern, denn er konnte sich wol denken, daß die Gräfin, die er so unsanft niedergelegt hatte, alle Mittel aufbieten würde, ihn zu verfolgen. Zum Glück hatte er ihr weder seinen Namen noch seinen Stand gesagt.

Der Ring war nun wieder der seine. Es vergingen mehre Tage, ehe die Spinne Lust bezeigte, herauszukommen. Endlich kam sie; allein es schien Petern als wäre sie nicht bei guter Laune. Sie ging sehr langsam an ihr Geschäft, und schien sich mit allerlei Nebensachen zu beschäftigen, die gar nicht dazu gehörten. So fing sie eine Fliege, was sie sonst nie gethan, tödtete aber die Fliege nicht, sondern bekleidete sie mit einem sonderbaren grünen Anzuge, sodaß diese halb possirlich, halb schreckbar ausschaute. Es war ein kleiner grüner Drache mit einem Vogelschnabel und mit Fledermausflügeln. Dieses Geschöpf begleitete nun die Spinne auf Tritt und Schritt, wie ein Page seine Gebieterin. Eine zweite Fliege wurde in einen häßlichen kleinen Molch verwandelt, der ein menschliches Antlitz hatte und kleine Kinderhände, die er manchesmal wie bittend emporstreckte. Es dauerte nicht lange, so folgten acht bis neun solche kleine Ungeheuer der Spinne, die triumphirend vorausging, als wäre sie sich keines Fehls bewußt. Nichts von einem Garten, nichts von

schönen Rosenbüschen und lieblichen Frauen- und Mädchenköpfen; die graue Tischplatte blieb eine graue Tischplatte und auf ihr krochen, humpelten und rutschten die häßlichen Ungestalten. Als Peter sie verscheuchen wollte, krochen sie an ihn heran, und glitschten mit ihren kalten Krötenbäuchen über seine nackten Arme, sodaß er aufsprang und wie toll im Zimmer herumlief, laut rufend: die Teufel hätten sich seiner bemächtigt, man solle ihn befreien! Als Leute kamen, war alles fort.

Diese seltsame Erscheinung brachte Petern auf den Gedanken, daß die Dame doch wol Recht gehabt, daß der Ring ihr Eigenthum sei, und daß er Unrecht gethan, ihn ihr nicht auszuliefern. Doch in der nächsten Stunde dachte er wieder anders, und es war ihm lieb, daß er ein so seltenes Werthstück nicht aus seinen Händen gelassen. Die Spinne kam jetzt Tag und Nacht nicht aus seinen Gedanken. Er wartete auf den Augenblick wo sie wieder hervorkommen würde, und da wollte er dafür sorgen, daß sie keine Fliegen fände, im Fall sie wieder Lust

bekäme, andere als freundliche und belustigende Schöpfungen hervorzubringen. Die Spinne kam. Sie ging ein paar mal über die Tischfläche; da sie keine Fliege entdeckte, schien ihr Unmuth zu wachsen, sie fiel über die Sandkörner her, die aus der Sandbüchse verschüttet herumlagen und — welch ein häßliches Wunder! in wenig Secunden waren diese Körner verwandelt und die ganze Tischplatte wimmelte von ekelhaften kleinen Misgestalten, die indem sie gegeneinander rannten und ganze Straßen klebriger Flüssigkeit ausspritzten, einen unleidlichen Gestank verbreiteten. Peter faßte sich ein Herz, blies über die Tischplatte hin, und Alles war im Nu vom Tisch herab und in alle Winkel des Zimmers verstreut. Die Spinne rannte in voller Wuth und ohne, wie sie sonst pflegte, ihre Schöpfung wieder zu vernichten, in den Ring zurück, der sich von selbst schloß und nicht wieder aufzumachen war.

Es wurde Abend, es wurde dunkel im Zimmer; Peter saß im Lehnstuhl und träumte, da kitzelte ihn etwas am Ohr. Er wandte rasch

den Kopf und siehe da, auf seinem Hemdkragen saß ein Teufelchen, und einen weiten Rachen aufsperrend hauchte es ihn kalt und stinkend an. Er wollte danach greifen, es war fort. Gleich darauf hörte er es dicht an seinem Ohre mit einer häßlichen heisern Stimme flüstern, und es saß auf seiner Schulter eine Kröte mit einem alten Weibergesicht, die bewegte die blassen Lippen und zwischen den grünen Zähnen hindurch floß Geifer und zwei stechende alte Weiberaugen blickten ihn giftig an. Kaum von diesem Ungethüm befreit, fühlte Peter, daß sich etwas an seine Wade anschmiegte und sah ein häßliches Gewürm mit mehren Köpfen, die es unaufhörlich bewegte. Peter zündete schnell Licht an, denn er glaubte, das Zwielicht, das in der Kammer herrschte, erschaffe den bösen Spuk. Aber kaum brannte die Flamme der Kerze, als sich rund um dieselbe ein ganzes Heer von teuflischem Lumpengesindel lagerte, und mit blitzenden Augen bald in die Flamme, bald auf Petern sah. Es ist kaum zu beschreiben, was das alles für Gestalten waren! Viele bestanden ganz

aus Kopf und schleppten einen kleinen winzigen Körper nach, der schwarz und behaart war, andere bestanden einzig aus einem Theile, der dem Kopfe entgegengesetzt ist, und dieser Theil bewegte sich selbständig für sich auf zwei hohen Storchbeinen. Wieder andere Gebilde stellten verwachsene greisenhafte Menschenkörper vor, denen die Nase zu einen musikalischen Instrument verlängert war, und die auf ihrer eigenen Nase Clarinette bliesen. Wieder andere waren geharnischte Frösche, mit goldenen Gnadenketten behangen und mit feuerrothen Beinen. Am widrigsten war ein Thier, das wie eine Kanone geladen und abgeschossen wurde. Kaum hatte Peter eine häßliche Gruppe näher betrachtet und glaubte nun ihren Inhalt zu kennen, als neue ekelhafte Thiere hervorschossen und, unter seiner Hand blitzten ihn zwei Augen an und ein Schlangenleib ringelte sich um seine Handknöchel. Er sprang auf, schlug gewaltig auf den Tisch und Alles war wieder fort. Aber in den Ecken des Zimmers lauerten und lauschten die Vertriebenen, und ehe der arme Geplagte

es sich versah, waren sie wieder um ihn her. Als er es gar nicht mehr aushalten konnte nahm er seinen Hut und rannte ins Freie.

Am Himmel stand der Mond. Aber Peter erkannte den alten Mond nicht mehr. Er sah auf seiner stillen Scheibe ebenfalls ein Gewimmel von Teufelchen und eklen Fratzen. Wo er hinblickte, im Gebüsch, auf der Wiese — immer verfolgte ihn der Spuk. Ermüdet und abgehetzt kam er in sein Zimmer wieder an, warf sich auf sein Bette und fiel in einen Todtenschlaf.

Peter's Qual dauerte bereits drei Wochen, so lange war die Spinne nicht hervorgekommen, und sie ließ auch jetzt noch auf sich warten. Peter war willens, wenn sie sich zeigen würde, sie zu tödten, denn er fühlte sich unbeschreiblich elend. Das Leben war ihm zu einer Teufelsfratze geworden: sein Bruder, seine Angehörigen, sein Haus alles schien ihm verwandelt und misgestaltet. Wie ein Sinnloser irrte er in der Einsamkeit umher, und wußte nirgends Hülfe zu finden. In dieser trostlosen Lage griff er

eines Tages nach dem Pinsel und versuchte es das Gethier sich dadurch vom Halse zu schaffen, daß er es malte. Damit schienen auch die Unholde ganz einverstanden zu sein. Sie nahmen sich Einer dem Andern mit einer Art Neid den Platz vor der Staffelei weg, und Peter malte eine Versuchung des heiligen Antonius, wo er die ganze Tafel bevölkerte mit Figuren, wie er sie stündlich und täglich vor sich sah. Nun machte ihm die Sache einigen Spaß. Gar so häßliches Gewürm mußte zwei, drei mal sitzen ehe es Porträtähnlichkeit empfing, und eine Kröte auf sieben Beinen mit einem Hintertheil, das als Trommel benutzt werden konnte, auf der ein kleiner gelber Käfer zu Zeiten einen Wirbel schlug, saß wie eine eitle vornehme Dame mit großer Würde vor der Staffelei. All das andere Zeug guckte zu, wenn Eins gemalt wurde. Auf diese Weise schloß sich Peter von aller Welt ab und brachte sehr sonderbare Dinge zustande. Wenn er eines dieser Bilder zeigte, so liefen die Leute zusammen, denn so etwas hatten sie noch nicht gesehen und da Peter

nicht sagte wo er es her hatte, so gab man ihm den Namen Höllenbreughel, denn es behaupteten Einige steif und fest er hätte ein Pact mit dem Satan geschlossen. Peter seufzte und dachte bei sich: Etwas Aehnliches ist es auch.

Er trachtete nun eifrig danach die Spinne loszuwerden, denn sie kam aus dem Ringe nicht mehr hervor, und die Spukgestalten, die sie in die Welt gesetzt, plagten den armen Mann ohne Unterlaß. Aber wo sollte er die Dame, der das Kleinod gehörte, auffinden? Er wäre ihr jetzt gern meilenweit nachgelaufen, damit sie ihn nur vom Ringe befreite.

Peter magerte ab, und wurde ganz hinfällig. An keinem Dinge auf der Welt hatte er Freude. Eine frische lustige Gesellschaft, in der es Händel gab, verliebten Streit, und verliebte Versöhnung, Becherklang und Gesang — war stets das Mittel gewesen, ihn aus seinem Trübsinn emporzurütteln, wenn er darein verfiel; jetzt galt ihm auch dies Mittel nichts.

Wiederum wurde es Herbst, und ein ganzes Jahr war nunmehr verflossen, seitdem der Geist

des Ringes Peter's erbitterter Feind geworden, ihm Plage über Plage bereitend. Er beschloß nach Antwerpen zu gehn, weil er gehört, daß dort viele Kunstsammler zusammenkämen, und er hoffte, einige seiner sonderbaren Gemälde dort vortheilhaft an den Mann zu bringen. Der Eindruck, den die große, volkreiche Stadt auf ihn machte, das Gewühl auf den Straßen und die große Anzahl geputzter Herren und Frauen, die sich in den Fenstern und in den Erkern zeigten, zerstreute ihn und ließ ihn auf wenige Augenblicke wieder Gefallen an der Welt finden. Seine Bilder stellte er aus, und es fand sich hier und da ein Liebhaber, der auf eine Tafel bot, im Ganzen aber fanden sie nur geringen Beifall, denn man wußte nicht recht was man aus ihnen machen sollte; sie waren gar zu seltsam und wunderlich. Da plötzlich geschah es, daß sie in Mode kamen, und zwar durch folgenden Umstand. Peter hatte ein Bild verkauft an einen kleinen alten übelgestalteten Mann, der vornehmen Standes zu sein schien, denn er hatte sechs Diener hinter sich, die auf

seine Winke lauschten. Dieser Alte war mit dem gekauften Bilde unter dem Mantel fortgegangen, und kam nun und wollte ein ähnliches haben. Der Maler gab ihm eins und sagte dabei, er freue sich einen Liebhaber und Kenner für diese Gattung Malerei gefunden zu haben. „Ich?“ rief der Alte erstaunt, „ich liebe dergleichen nicht. Wie sollte ich solch Ungethüm mir für mein schweres Geld anschaffen? Aber meine Tochter ist wie vernarrt in diese Albernheiten, und ihr zu Gefallen muß ich sie ja wol kaufen.“ Mit diesen Worten zog der Alte verdrießlich die Börse und zahlte den ausbedungenen Preis. Als er schon aus der Thüre war, kam er zurück und sagte: „Meister Farbenklexer, wenn ihr Euch zutraut selbst so unterhaltend zu sein, wie Eure Bilder es sind, so kommt doch zu mir, und erheitert meine arme Tochter durch Eure Gegenwart. Sie wünscht Euch kennen zu lernen.“

Diese Auffoderung ließ sich Peter nicht zwei mal sagen. Als er in ein großes, altes, palastähnliches Haus geführt worden, fand er in einem

Zimmer, dessen Fenster halb verhangen waren, ein junges Mädchen von kaum sechzehn Jahren, von einer bewundernswürdigen Schönheit. Sie lag auf einem Ruhebette und hielt das Bild vor sich, das der Alte ihr gekauft. Ihre Züge drückten freudige Aufregung aus. „Was seid Ihr für ein Mann!“ rief sie mit kindlicher Unbefangenheit, indem sie dem Ankommenden die Hand entgegenstreckte, „wie habt Ihr so ganz meine Bewunderung und Liebe Euch erworben! Gewiß Ihr müßt ganz besondere Gaben und Kenntnisse haben, und ein Geist muß in Euch leben, der weit verschieden ist von Dem was man gewöhnlich sieht und erfährt.“

Diese Worte machten auf den Künstler nicht den Eindruck, den sie sollten; er hörte sie kaum, so sehr war er überrascht und gleichsam gebannt durch die Schönheit dieses jungfräulichen Kindes. Denn man wußte nicht, war sie Kind, war sie Jungfrau; sie konnte zum Model eines Engels dienen.

Zwei Ehrendamen traten ein, und durch sie erfuhr Peter, daß das schöne Mädchen die

einzige Tochter des Herzogs von Bezelas sei, eines unermeßlich reichen Mannes, Liebling und Rath des Königs, und daß der Herzog eingewilligt habe, seine Tochter mit dem Statthalter zu vermählen, der nunmehr bald eintreffen werde, seine Braut abzuholen. Das Mädchen sei stets von ganz besonderer Art gewesen und es habe immer mit munterm Sinn sich seinen eigenen Spaß gesucht. So sei denn das auch mit diesen Bildern, obgleich man nicht begreife, wie Etwas, was für alle Welt nichts als abscheuliche Fratzen seien, in ihr dieses Ergötzen erwecken könne.

Die kleine Prinzessin, die die letzten Worte gehört hatte, sagte rasch und indem sie ihre leuchtenden Blicke zürnend auf die Duenna richtete: „Das will ich euch sagen. Ich bin der schönen Engel und Heiligen, die ihr mir in mein Zimmer hängt, und auf Tritt und Schritt nachschleppt, herzlich überdrüssig. Ich will diese Gesichter nicht mehr sehen, die bald so, bald anders die Augen verdrehen und mir Langeweile machen; hier sind lustige Figuren, gerade wie

ich sie liebe, und wenn es in der Hölle so fröhlich zugeht, so möchte ich je eher je lieber darin sein."

Die beiden alten Damen erschraken über diesen heillosen Wunsch und verwiesen auf das ernstlichste ihrer Gebieterin solches Begehren. „Hoheit!" riefen sie, „was müssen wir hören! Wenn die allerheiligste Inquisition in unserm Vaterlande das vernähme! Ihr seid im Schooße der alleinseligmachenden Kirche erzogen, von frommen Leuten gehütet und jetzt gebt Ihr uns die Betrübniß, daß solch ein Teufelsspaß Euch gefällt! Ei, ei, was ist nur das?"

Die Prinzessin lachte und rief ein mal um das andere: „Er gefällt mir aber doch! Ich will Spaß und Unterhaltung! Ihr seid alle langweilig, mein Vater ist's auch und mein Bräutigam erst recht. Mit dem Maler Peter Breughel will ich Freundschaft schließen, der ist der Mann für mich."

Und Peter vergalt diese Freundschaft von Herzen. Er gewann das sonderbare bildschöne, verwöhnte und verhätschelte, eigensinnige aber

dabei doch herzensgute Kind so lieb als wäre es sein eigenes. Er saß stundenlang an ihrem Bette und erklärte ihr die Bilder, und je mehr er mit dieser lernbegierigen Schülerin verkehrte, um so leichter wurde ihm zu Sinn, und der Teufelsspuk verlor immer mehr seine Macht. Einige dieser Ungestalten ließ sie sich besonders abconterfeien und hing sie in prächtigen Rahmen über ihrem Bette auf. Der alte Herzog schüttelte das Haupt, und die zwei Ehrendamen bekreuzten sich. Das schöne Kind lachte. „Der da“, rief sie, „dessen Nase in eine Clarinette ausläuft, soll auf meiner Hochzeit zum Tanze aufspielen, ich finde keinen, nach dessen Musik ich lieber meine Sprünge machen möchte, und jener Frosch im Harnisch mit der rothen Feldbinde soll mich an den Altar führen, er wird das höchst anständig und mit größerer Würde thun, besser als der Großseneschall, mein Oheim, es vermag. Was ich mit der Kröte machen soll, die mit der Trommel versehen, weiß ich noch nicht; vielleicht läßt sie sich herab, mir als Ehrendame zu dienen, nur muß sie eine lange Schleppe

tragen um die Trommel hinten zuzudecken, denn nicht alle Welt liebt eine solche Sorte von Anstandsdamen."

So scherzte und lachte das schöne Kind, und der alte Herzog und die Damen lachten endlich selbst mit. Die Nachbarschaft trug sich mit den Erzählungen dieser Vorfälle und bald wurde der Maler und seine Bilder Stadtgespräch. Jedermann wollte diese Bilder sehen, und sein Urtheil darüber abgeben. Die Meisten fanden, daß die Herzogstochter eine kleine verrückte Person sei, die sich über Etwas freue, was vernünftigen Leuten nur Ekel und Abscheu errege. Nichtsdestoweniger wollte man von diesen Bildern auch eines besitzen, und so machte Peter gute Geschäfte. Das Bizarre und Außergewöhnliche muß sich immer erst durch gewisse Autoritäten, die sich dafür aussprechen, Bahn brechen. Dieses geistvolle Kind, das die humoristischen Verzerrungen liebte, weil es durch fade und geistlose Schönheit belästigt und gelangweilt worden, war hier das Mittel, womit Peter's originelle Schöpfungen Eingang fanden.

Eines Tages sagte Lauretta, so hieß die Tochter des Herzogs, zu ihm: „Heute müssen wir ernsthaft sein, und nichts von unsern Possen vorbringen, denn meine Tante, die Prinzessin Della Croce wird kommen, und sich nach meinem Befinden erkundigen. Ich habe bereits meine Musikanten und meinen Hofmarschall an der Wand gehörig verhüllt; sie muß nichts von ihnen gewahrwerden, dagegen habe ich die langweilige heilige Petronella aufgestellt. Alsbald kam die Herzogin herein, und ließ sich mit großem Gepränge auf einem mit Purpursammet beschlagenen Lehnsessel nieder. Wie freudig überrascht aber zugleich wie peinvoll erschüttert war Peter, denn die Prinzessin Della Croce war Niemand anders als die Dame des Ringes, die er einst auf den Boden geworfen, weil sie ihr Eigenthum zurückverlangt hatte. Jetzt war sie da, und jetzt konnte er seines Ringes endlich ledig werden. Aber wie seltsam! Die Dame schien ihn nicht zu kennen, nicht durch die kleinste Miene deutete sie an, daß sie Peter'n irgend einmal schon gesehn. Als er ihr genannt wurde,

blickte sie auf ihn mit derselben fremden, kalten Höflichkeit, wie auf die Andern. Als sie sich fortbegab, ging Peter ihr nach, faßte sich Muth, ließ sich auf ein Knie ehrerbietig vor ihr nieder und sagte indem er den Ring ihr vorhielt: „Gnädigste Frau, Verzeihung für meine einst begangene Unbesonnenheit und Frevelthat, ich habe sie bitter bereut. Seid nun so gütig und nehmt den Ring, der Euch gehört, zurück.“ Die Prinzessin, durch diese Rede in Staunen gesetzt, sah den fremden Mann forschend an und sagte dann: „Ich kenne Euch nicht, Herr, und weiß auch von diesem Ringe nichts.“ — Damit ließ sie den über alle Begriffe aus der Fassung gebrachten Peter stehen, und rauschte von dannen. Er wußte zu gut, daß er sich nicht geirrt; was war nun aber das? Warum nahm sie nicht was ihr gehörte, und wonach sie früher so heftig gestrebt? Peter machte noch einen Versuch, der Prinzessin den Ring aufzunöthigen; allein es fehlte wenig, daß er nicht als ein zudringlicher und seiner Sinne nicht recht mächtiger Mann

von den Dienern der Dame hinausgeworfen wurde.

Nun versank Peter von neuem in schweren Trübsinn. Sollte er die Zeit seines Lebens mit dem Teufelsspuk behaftet bleiben? Welch ein Gedanke das!

Doch es sollte nicht so schlimm werden. In der großen Stadt, in der er sich befand, und die einen so starken Zusammenfluß von Fremden aus allen Ländern enthielt, machte er die Bekanntschaft eines Mannes, der als Heilkünstler herumreiste, von dem seine nähere Umgebung jedoch behauptete, daß er im Besitz magischer Künste und Gaben sei. Dem Doctor Romualdus theilte Peter das Abenteuer mit dem Ringe mit, und erwähnte dabei umständlich des Zusammentreffens mit der räthselhaften Dame. Der weise Mann ließ sich den Ring zeigen, und nachdem er sorgfältig den Stein untersucht und ihn gegen das Licht haltend geprüft, erwiderte er: „Es ist keinem Zweifel unterworfen, dieser Stein mit dem darin eingeschlossenen Dämon ist ein Kunstwerk der

schwarzen Magie und sein Besitzer ist ein den finstern Mächten angehöriges Wesen. Ihr müßt jedenfalls vom Ringe befreit werdeu, und zwar müßt Ihr ihn seinem Besitzer wieder zustellen. Wo dieser sich nun befindet, das wissen wir nicht. Da er die Gabe besitzt, jede ihm gefallende Gestalt anzunehmen, so hat er ohne Zweifel damals auf dem Kirchweihfeste zu Utrecht unter der Gestalt der vornehmen Dame, die Ihr in diesen Tagen gesehen, sich in den Besitz des Ringes setzen wollen; da es ihm nicht gelang, so schweift er wol jetzt unter andern Verkleidungen umher. Das Beste ist, Ihr sucht eine verrufene Stätte auf, einen Kreuzweg im Walde, oder etwas dergleichen und legt dort um Mitternacht den Ring nieder, indem Ihr laut drei mal den Besitzer auffodert, sich ihn hier zu holen. Der Ring wird dann verschwinden und Ihr seid dessen ledig."

Peter bedachte, daß dieser Rath der einzige sei, der ihm auszuführen bliebe. Er begab sich also zu jenem Gemäuer auf der öden Haide, wo er das verhängnißvolle Geschenk bekommen,

und wo er nun hoffte, es wieder los zu werden. Er wählte zu seinem Vorhaben eine finstere Nacht, in der ein heftiger Sturm wüthete. Angelangt an dem Hause Peter Grool's, legte er den Ring auf die Steinbank am Eingange, und nachdem er sich einige Schritte entfernt hatte, sprach er jene Worte aus, die ihm Romualdus gelehrt. Eine Weile blieb der Ring unangetastet auf der Stelle liegen, wo er hingelegt worden; dann war es plötzlich, als ginge eine Wolke über das Haus, und bei einem heftigen Stoße des Sturmwinds stürzte Etwas aus der Höhe wie ein dunkler Schatten, und — der Ring war fort.

Peter kehrte heim, beruhigt und beglückt. Von dieser Zeit an hatte er von dem gespenstischen Spuk nicht mehr zu leiden, und er malte auch keine Bilder mehr in dieser Art, im Gegentheile suchte er sich die sanfte Manier seines Bruders Johann anzueignen, dessen Landschaften und Prospecte sehr gesucht wurden. Johann pflegte zu sagen, das ganze Abenteuer mit dem Ringe habe Peter'n geträumt. Er habe einen

alten Familienring bei der Theilung des Erbes bekommen, und diesen Ring, der einen schönen grünen Stein enthalten, habe er später nachlässigerweise verloren. Da er von jeher ein Träumer und ein seltsamer Mensch gewesen, habe er auch gewähnt, im Verkehr mit übernatürlichen Wesen zu stehen. Peter wurde böse, wenn er dies von seinem Bruder behaupten hörte; er entgegnete ihm dann: „warum kann ich denn jetzt nichts mehr in dieser Art malen? Jetzt, da ich den Ring nicht mehr habe? Und versuche Einer es, dem es nicht gegangen ist wie mir, diese absonderlichen, von keinem Auge noch erschauten, Figuren darzustellen? Also muß ich's doch erlebt haben.“ — Darin stimmten ihm auch sehr Viele bei, die fortfuhren ihn den Höllenbreughel zu nennen.

Peter wurde nicht alt; er erreichte nicht das funfzigste Jahr. Vor seinem Ende hatte er noch die Freude, seine geliebte kleine Lauretta zu sehen, die jetzt eine große vielvermögende Dame geworden, und in einem prächtigen Palaste wohnte. Aber Peter Breughel's Bilder waren ihr

doch die liebsten. Ihre frohe Kinderlaune erwachte immer neu, wenn sie diese Gebilde sah. Sie versuchte sie auch im Leben nachzumachen und ließ ihre drei Hofzwerge bald in dieser, bald in jener wunderlichen Verkleidung einhergehen: So traf denn auch hier der Satz ein, daß die Contraste sich gegenseitig aufsuchen und daß die größte Schönheit nirgends lieber wohnt als bei der verzerrtesten Unform, so wie die himmlische Güte am liebsten die tiefste Verwahrlosung und Verderbtheit aufsucht.

Unsere Galerie zeigt jenes Bild, von dem wir gesprochen haben, „Die Versuchung des heiligen Antonius“. Der Leser mag sich die hundertausend Verzerrungen und tollen Zusammensetzungen selbst hervorsuchen, die hier in einem kleinen Raume durcheinander wimmeln; er wird keine einzige unbedeutende oder nur flüchtig angedeutete Fratze und Figur finden, alle haben ihr eigenthümliches Leben, und bewegen sich, wenn sie auch nur ein paar Glieder haben, auf ganz charakteristische Weise. Wer da weiß, auf welchem Wege die Phantasie zu

Werke geht, wenn sie Etwas schaffen will, was in der Natur nicht da ist, der muß bekennen, daß gerade in den Bildern Peter Breughel's etwas ganz Außerordentliches geleistet worden, fast an ein Wunder grenzend, und kaum anders zu erklären als wie wir es hier gethan, durch das Beiwirken einer magischen Kraft, die in die Tiefen der Formbildungen dringt und ganz neue Schöpfungen zu Tage fördert. Man versuche es nur, sich auch nur eine Fliege zu denken mit einem andern als einem Fliegenkopfe, und man wird gleich auf die Schwierigkeit stoßen, wie dieser fremde Kopf dem Rumpf der Fliege anzufügen sei, ohne daß auf den ersten Blick die Unmöglichkeit des Zusammenlebens dieser beiden fremden Körper dem Beschauer klar werde. Die Zusammenfügung muß so gebildet werden, daß das neue Geschöpf leben und sich bewegen kann. Peter Breughel's Fratzen, so toll sie sind, können so existiren, wie sie erscheinen, und hierin besteht das Wunder seiner Phantasie, worin ihn später kein Nachahmer erreicht hat.

Die Kuh des Potter.

Paul Potter.

Zwei junge Domherren zu Würzburg saßen bei der Flasche beisammen. Ueber ihnen hing unter andern Bildern das berühmte Bild Potter's: „Die Kuh". Wenn mich der Leser fragt was dieses Bild vorstellt, so kann ich's nicht sagen. Die Kuh des Potter ist — die Kuh des Potter! Es ist durchaus nicht möglich, mehr über diesen Gegenstand zu verrathen. Uebrigens kennt alle Welt dieses Bild, das durch seine hübsche Landschaft, durch seine „Naturwahrheit" und durch die seltsam echt niederländische Grille des Künstlers, gerade einen solchen Gegenstand zu wählen, sich den Kennern und Liebhabern empfiehlt.

Unsere jungen Domherren, Beide im eleganten Costüm und vorschriftmäßig gekleidet,

denn sie warteten eben, um beim Fürstbischoff vorgelassen zu werden zur Morgencour, besprachen sich über die Ereignisse ihres frühern Lebens. Dieses Leben war reich an Abenteuern gewesen. Zufällig fiel der Blick des einen dieser Herren, indem er sich nach oben richtete um nach den Zeigern der Uhr zu sehen, auf das kleine Bild, von dem wir eben gesprochen. Ein Lächeln ging über seine Züge, und er wandte sich zu seinem Nachbar, indem er sagte: „Jene Kuh ist schuld, daß ich dieses schwarze Kleid trage!“

„Und sie ist schuld“ entgegnete der Andere, „daß ich's ablegen muß!“

„Ei wie das?„ fuhr der Erstere lebhaft heraus. „Es wird so kommen, gib Acht, Aegid! Die Kuh bricht mir den Hals. Ich habe es aber auch zu toll getrieben; es geschieht mir recht.“

Du sprichst in Räthseln, mein Lieber!

„Die du dir mit einigem Scharfsinn selbst lösen kannst.“

„Nein, beim Bacchus, ich kann es nicht. Du bist seit einiger Zeit mit dem Landgrafen,

deinem Onkel, gespannt, er will deine Schulden nicht bezahlen, das allerdings weiß ich; aber was hat das mit der «Kuh» zu thun?"

„Lassen wir das; es ist eine verdrießliche Geschichte. Von der heutigen Audienz erwarte ich viel, wenn nur der Gnädige in gnädiger Stimmung sein wird. Seit einiger Zeit hat er es aber auf uns Junge gemünzt, wir sollen an Allem schuld sein. Es ist zum Lachen! Als wenn die Alten viel besser wären! Wir haben die es erst in ihrer Jugend getrieben! Wenn man da erzählen dürfte! Ich kenne Domcapitulare —"

„Still! wozu das!"

„Du hast Recht, wozu das! Klingle doch dem Diener, daß er noch eine Flasche bringt, wir werden noch ein Stündchen warten müssen, ich sah zwei Professoren aus Göttingen hineingehen, und ehe die ihren gelehrten Plunder ausgekramt haben —"

„Wird man uns hier ruhig sitzen lassen — du könntest recht prophezeit haben."

Er klingelte und die Flasche wurde gebracht.

Aegid legte seinen Arm auf die kleine Marmorplatte des Tisches mit großer Eleganz indem er die Hand in eine graziöse Stellung brachte und die Spitzenmanchette halb darüber hinfallen ließ, dabei suchte sein Blick den Pfeilerspiegel gegenüber und er überzeugte sich, daß das schwarze Käppchen gehörig weit aus der Stirn heraus auf den gepuderten Löckchen wie „hingehaucht" saß. Sein dunkles Auge, voll Schalkheit, winkte sich selbst dabei Grüße zu, und eine leichte Kopfbewegung schien zu sagen: Dieser junge Mann dort gefällt mir. Gewiß ist er von guter Erziehung und von nobeln Grundsätzen. Er ist ein Geistlicher — aber das schadet nichts, er wird sein Glück machen, und wenn man die Frauen auch nicht zum Altare führen kann, man weiß sie nichtsdestoweniger an sein Interesse zu fesseln. Das läßt sich machen. In dieser Welt läßt sich vieles machen. Die selbstzufriedene Miene, die der Diener der Kirche am Schlusse dieses Selbstgesprächs zeigte, bildete einen Contrast zu dem verschleierten Auge und dem düstern Hinstarren seines Nachbars.

Er erhob sein Glas und sich zu Jenem hinüberbeugend, rief er: „Sei kein Kopfhänger, Florus — stoß an! Bedenke wie oft hätte ich verzweifeln müssen in meinem Leben, wie oft war mir Grund zur Kopfhängerei gegeben, aber ich habe mich immer oben erhalten. Wie findest du diesen Rüdesheimer? Gut, nicht wahr? Ich habe dem Kellerintendanten eine Adresse gegeben, die ich noch aus den Zeiten bewahrte, wo ich die Husarenjacke trug. O das waren glückliche Zeiten!“

„Warum bist du nicht bei der Armee geblieben?“

„Nun das ist's ja eben. Daran ist die Kuh schuld.“

„Erzähle.“

„Sehr gern. Ich spreche gern von mir und meinen Abenteuern. Du wirst sehen, es liegt ein gewisser Schwung in Allem, was ich unternommen habe und noch unternehme. Andere erleben auch allerlei, aber das geschieht in einer schläfrigen Manier, die sie verhindert, sich und Andere zum rechten Bewußtsein ihres

Leichtsinns zu bringen. Ich aber kenne mich und weiß, daß ich außerordentlich wenig tauge, aber daß ich dabei für mich und Andere ein spaßhaftes und nützliches Subject bin. Nützlich meine ich insofern, als die Menschen immer Jemand haben müssen, an dem sie sich reiben, den sie aufziehen, dem sie bald diese, bald jene Lächerlichkeit schuldgeben können. Ich dulde Alles; und obgleich ich, ohne Ruhm zu melden meine Spötter oft sehr tief unter mir erblicke, so weiß ich mich doch so in ihren Augen zu stellen, als wenn sie mir unbeschreiblich imponirten."

„Gut, dem ist allerdings so; wenn du dich aber in Gunst gesetzt hast, so verdirbst du es dann plötzlich wieder durch irgendeinen Streich, den du ausführst."

„Das ist eben meine Natur, theurer Florus. Ich habe von Kindheit auf das Necken nie lassen können. Doch du willst meine Geschichte hören — so höre sie. Sie ist zum Glück kurz. Vorerst eine Frage: Du hast doch meine Tante, die hochwürdige Aebtissin von Gandersheim gekannt?"

„Wie sollte ich nicht? Als Collegialschüler zu Münster hatte ich die Ehre zum heiligen Dreikönigsfeste ihr die Hand zu küssen, wenn sie nach Münster kam um ihre Andacht im Dom zu verrichten.“

„Damals hatte sie noch einen Schimmer, später wurde sie ganz blind, die arme Frau. Aus den Zeiten ihres «Schimmers» datirt nun die Geschichte, die ich dir erzählen will, und die der Grund war, daß aus einem jungen, wilden Husarenlieutnant ein — ehrwürdiger Priester wurde.“

„Die Kirche wird sich eben nicht sehr zu diesem Erwerb gratuliren können. Doch immerhin! Du bist nicht schlimmer wie hundert Andere. Wenn ich an meine zwei alten Capitulare denke.“

„So laß doch die Capitulare ruhen, Florus, oder du zwingst mich, unser Gespräch schnell abzubrechen. Welch ein Einfall, Etwas schwatzen zu wollen, was Schaden bringt. Nun so höre. Meine Tante hatte ihre Gunst, abgesehn von meinen andern Geschwistern, ausschließlich mir

zugewendet. Es war dies eine mütterliche, ehrwürdige, echt liebenswerthe Gunst, die sich hauptsächlich dadurch kundgab, daß sie gewisse leere Taschen immer zur rechten Zeit wieder zu füllen wußte. Kluge Tanten können darin Unglaubliches leisten. Ich war damals sechzehn Jahr alt, und hatte schon mein Offizierpatent in der Tasche. Meine Tante kam auf den glücklichen Gedanken, daß ein Husar ein Pferd haben müsse, und die alte Dame sah sich danach um, wo sie eines kaufen könne. Ich half ihr suchen und wir fanden einen prächtigen Apfelschimmel, der seines Gleichen nie gesehen hatte. Das ganze Kloster kam in Aufregung, und es war während drei Wochen von keinem andern Gegenstand die Rede als von meinem Apfelschimmel. Ich machte meiner Tante begreiflich, daß ein so auserlesenes Thier unmöglich dürfte alle Tage im gewohnten Dienste angestrengt werden, und daß ich ein zweites Pferd, gewöhnlicher Art haben müsse. So brachte ich sie nach und nach dahin, daß ich einen Marstall von zwölf Pferden hatte, und daß alle Kameraden sich

von mir ihre Thiere borgten. Du kannst dir denken, wie beliebt ich dadurch im Regiment wurde. Das war die große Güte meiner liebenswerthen Tante. Aber nun kommt mein Undank. Eines Tages sitzen wir Beide zusammen in dem Closet meiner Tante, das war ein hübsches Zimmer, mit den Fenstern nach dem Klostergarten, mit Teppichen und mit Gemälden verziert und mit einem großen Kamin versehen, in das ich Holzklötzchen hineinschob; denn wenn ich bei der Tante war, so durfte Niemand sie bedienen, nur ich allein. Ich kochte ihr den Kaffee nach der Tafel, und wenn das Getränk auch nicht gerieth, sie trank doch ihre zwei Tassen leer, «denn», murmelte sie für sich: «man muß den guten Jungen nicht kränken, er versteht es nicht besser, und er macht es so gut er es kann.» Das Fußbänkchen schob ich herbei, ich ging hinaus, und sah nach dem Wetter, ich stellte die Uhren und klopfte an das Gehäuse des Barometers, damit das Quecksilber immer flüssig bleibe, dann nahm ich ein Buch und las vor, mit immer leiserer Stimme bis ich wußte,

daß sie eingeschlummert war. Dann schlich ich in den Corridor, wo ich noch einige nöthige Aufträge dem Kammermädchen zu geben hatte. Meine Tante hatte die unangenehme Gewohnheit, sehr schnell wieder zu erwachen und deshalb fielen die nöthigen Instructionen draußen etwas übereilt aus, und Manches mußte nur mimisch und durch Gesten angedeutet werden. So zum Beispiel bedeutete ein Händedruck: «Vergessen Sie nicht, Katharine, den Morgenpelz meiner Tante stets zu wärmen, ehe Sie ihn ihr umhängen.» Ein Umschlingen der Taille mit dem rechten Arm hieß: «Nur nicht den Kaffee kalt aufgetragen!» Mit dem linken: «Den Hofhund an die Kette!» Ein Kuß hieß: «Die Sonntagshaube muß zierlich geplättet werden.» Katharine verstand diese Sprache vortrefflich und ich gelangte zu einer solchen Uebung in ihr, daß ich fast keine Worte mehr nöthig hatte, sondern immer durch Zeichen sprach; besonders ließ ich sehr viele Hauben plätten. Dabei hatte ich das angenehme Bewußtsein, meine Tante durch meine angestrengten Bemühungen für sie immer gut

bedient zu wissen. Aber wie gesagt ein Moment des schwarzen Undanks kam."

„Wir saßen vor dem Kamin, ich mit dem Buche in der Hand, meine Tante in ihrem Lehnsessel. Eben hatten uns ein paar Klosterdamen verlassen, deren Gespräch auf uns Beide einschläfernd gewirkt hatte. Um mich zu ermuntern, richtete ich meine Blicke auf einen alten zerbrochenen Spiegel, der über dem Kaminsims befestigt war. «Wohin siehst du, mein Sohn?» fragt meine Tante. «Auf den häßlichen Spiegel», erwiderte ich. «Du hast ganz recht, er ist unnütz und häßlich zugleich. Als ich das Haus übernahm, befand er sich unter dem Inventarium, und obgleich ich das Recht habe, ihn fortzuschaffen, hab' ich es doch bis jetzt unterlassen. Doch ich will, daß er verschwinde. Was bringen wir aber an seine Stelle?» — «Ein Bild, liebe Tante!» — «Ah, ein guter Einfall! Ja, ein Bild! Das wird gehen. Ich will sehen, wo ich ein gutes Bild bekomme.» — «Ich will Ihnen suchen helfen!» — «Schon wieder! Aber es muß nicht so ablaufen wie mit den Pferden,

verstehst du? Ich habe da entsetzlich viel Geld ausgegeben!» — «Wir wollen diesmal einen guten Handel machen. Ich kenne einen Mann, der Bilder verkauft.» — «Nun, das läßt sich hören. Wähle mir nur einen Gegenstand aus, der für das Zimmer einer alten Frau paßt. Denn du mußt wissen, ich empfange hier viele angesehene Fremde, Herren und Damen. In den alten Spiegel hat Niemand hineingesehen; aber ein Bild, das wird betrachtet werden.» — «Haben Sie keine Sorge; ich will es schon machen.» — Und ich erhalte eine Geldrolle, die Sache ist abgemacht."

„In der Stadt und bei meiner Garnison angelangt, begebe ich mich in den Laden eines alten Händlers, der zugleich als Wucherer figurirte, unter welcher Eigenschaft ich seine Bekanntschaft gesucht und gemacht hatte. Im dunkeln Laden des Tröblers erfaßt mich mein Geschick unter der Gestalt dieser verwünschten «Kuh». Ich renne in mein Verderben. Der Leibhaftige selbst flüstert mir ein, dieses Bild zu nehmen und es über dem Kamin meiner Tante einrahmen zu

lassen. Für wenige Thaler erstehe ich das Kunstwerk, den übrigen Theil der Rolle stecke ich in meine Tasche, denn ich habe ja der Tante versprochen, einen guten Handel zu machen. Mittlerweile wird der Spiegel von seinem Platze entfernt und das Bild an dessen Stelle gesetzt. Der Aebtissin lüge ich vor, daß das Gemälde den Bethlehemitischen Kindermord vorstelle. Meine Tante glaubt es, obgleich sie, indem sie sich sehr anstrengt etwas von dem Gegenstand des Bildes zu erkennen, versichert, sie könne nirgends Kinder entdecken. «Geliebte Tante», sage ich, «es ist hier im Saale stets etwas dunkel, und dann hat der Maler aus angebo-renem Zartgefühl diese armen Kleinen, die hier un er dem Messer der Tyrannenknechte verblu-ten, absichtlich ins hohe Gras gesteckt, wo man sie nicht recht finden kann.» «Es ist schon gut, entgegnete meine Tante, «ich kenne das. Alte Bilder werden immer je schwärzer desto mehr geschätzt. In dem Hause meines seligen Herrn Vaters hing eine Magdalena, die wie eine Ne-gerin aussah, bis meine Mutter auf den Einfall

kam sie zu waschen, wo sie denn zu großer Freude von uns Kindern wieder weiß und hübsch wurde.» — «Ja, geehrte Tante, aber der Bethlehemitische Kindermord darf nicht gewaschen werden.» — «Es soll auch nicht geschehen, sei nur ruhig!» entgegnete sie. Darauf war von dem Bilde nicht wieder die Rede."

„Nach einer Weile besuchte der Bischof von Mecheln meine Tante. Er wurde in das Closet geführt. Der ehrwürdige Herr hatte über Angelegenheiten des Klosters zu sprechen, plötzlich hält er inne und wirft einen erstaunten Blick auf das Bild. Meine Tante, die schon seit einiger Zeit bemerkt hatte, daß ihre Gäste mit einem sonderbaren Lächeln jenes Kunstwerk betrachteten, Manche auch rasch das Auge wie beleidigt, wegwandten, fragt lebhaft wie es ihm gefalle. Der Bischof nimmt eine Prise und sieht wie erstarrt in das muntere Gesicht der Fragenden. Endlich als ihr alter Jugendfreund sagt er ihr mit großer Strenge in Blick und Miene. «Liebe Schwester, ich kann es nicht dulden, daß Sie muthwillige Bilder in Ihren

Zimmern aufhängen!» — «Wie?» ruft meine Tante, «muthwillig? Der Mord der Unschuldigen — muthwillig?» — «Ich sehe hier keine Unschuldigen und keinen Mord!» — «Nicht? und was sehen Sie denn, lieber Vetter?» — Verstimmt und aufgebracht erhebt sich der Prälat, denn er glaubt, man will seiner spotten. Er geht, trotz der Bestrebungen meiner Tante ihn zu halten, und auf der Schwelle sagt er noch: «ich werde nicht eher wiederkommen als bis jenes Bild entfernt worden.»

„Nun schöpft meine Tante Verdacht. Sie läßt Kerzen anzünden, steigt auf einen Tisch und mit ihrer schärfsten Brille bewaffnet untersucht sie jetzt den Bethlehemitischen Kindermord. Ach sie sieht, was sie nie hätte sehn sollen. Herabsteigend steckt sie ihre Brille ins Futteral und nur die wenigen aber inhaltschweren Worte entgleiten ihren Lippen: «Der Junge soll mir nie wieder über meine Schwelle kommen!» So war ich denn gestürzt! Von dem Geldbeutel entfernt, von dem Testament ausgeschlossen. Nun traf Unglück auf Unglück! Ich verlor im

Spiel, meine schöne Marie lief mit einem Kameraden davon, ich wurde wegen Schulden aus dem Regiment entfernt. Ich konnte von Glück sagen, daß mein alter Großpapa, der mich nie hatte leiden mögen, doch auf seinem Sterbebette zu einer bessern Einsicht kam, und mich unter der Bedingung, daß ich den geistlichen Stand wählte, hier einkaufte. Was sollte ich machen? Der Welt den Rücken wenden? Gut, ich habe es gethan, und bereue es nicht. Das ist meine Geschichte, nun die deinige."

„Du sollst sie gleich hören", nahm der Freund das Wort; „aber mir war es, als wenn die Klingel im Cabinet uns riefe."

„Ich hörte nichts."

„Warst du ein loser Bursche von früh auf", nahm Florus das Wort, „so war ich ein frommer Knabe, frühzeitig von der Kirche gepflegt und für die Kirche aufgezogen."

„Ich weiß es, ehrwürdiger Herr; dies hinderte aber nicht, daß Ihr beizeiten noch ein recht arger Sünder wurdet! Geh, geh, Florus! Du wirst mir doch nicht aufbinden wollen, daß

du um ein Haar besser seiest als ich! Wir kennen uns, Freund, wir kennen uns. Laß die Heuchelei aus dem Spiele, ich bitte."

„Ich bereue aufrichtig —"

„Was?"

„Zu spät die wahren Güter des Lebens erkannt zu haben."

„Und diese sind?"

„Klugheit und Gehorsam. In dem Stande, den wir uns gewählt, sind beides goldene Regeln; die Schüler Loyola's können uns das beweisen."

„Mische nicht unnöthig Ernst in unsere heitere Unterhaltung."

„Höre nur, und du wirst diese Betrachtung nicht unangemessen finden. Ich hatte meine geistlichen Studien beendet, und Die, die sich die oberste Leitung meines Lebensweges angemaßt hatten, gewährten mir auf meinen Wunsch eine Reise und einen längern Aufenthalt in Paris. Bevor ich mich auf immer band, wollte ich die Welt kennen lernen. In Paris lernte ich die schöne Gräfin Giuccioli kennen; sie eine Fran-

zösin, ihr Mann ein Italiener. Laß mich kurz sein. Die Neigung zu dieser Frau hielt mich von vielen Thorheiten zurück."

„Sie war indessen selbst eine Thorheit."

„Still! urtheile nicht zu scharf. Es ist wahr, sie eine Vermählte, ich, halb schon Eigenthum der Kirche — mit welchen Blicken mußte die Welt diese Annäherung ansehn? Aber fragt die Jugend nach dergleichen? Wir waren glücklich, weiter verlangten wir nichts. Mein geringer Jahrgehalt, der mir ausgezahlt wurde, reichte nicht, er wäre schon zu gering gewesen lediglich um die Erfodernisse meiner Toilette zu bestreiten. Die Folge war, daß ich Schulden machte und zwar auf den Namen des Grafen, für dessen intimsten Freund ich galt. Drei Jahre vergingen so, da kam die Stunde wo ich mich entscheiden sollte, entweder rasch dem Gebote der Pflicht zu folgen, oder — mit Hintansetzung aller irdischen Vortheile, und mit Zerstörung des Lebensglückes Anderer einzig meiner Leidenschaft zu leben. Cölestine, so hieß meine schöne Freundin, gab mir den Rath der Klug-

heit mit Aufopferung ihres eigenen Glücks. Sie rieth mir, nach Deutschland zurückzugehen und mich unter allen Umständen mit meinen Verwandten zu versöhnen. Sie that noch mehr, sie gab mir die Mittel, wenigstens einen Theil meiner zu einer enormen Höhe angewachsenen Schulden zu tilgen, ohnedies hätte man mich nicht reisen lassen, oder unser Geheimniß und der Misbrauch, den ich mit des Grafen Credit getrieben, wäre offenbar geworden. Ich reiste. In Deutschland angelangt, schrieb ich ihr, zeigte ihr meinen einstweiligen Aufenthalt an, und beschwor sie, meinem Angedenken treu zu sein. Die Verhältnisse in meiner Heimat hatten sich so gestaltet, daß ich noch ein ganzes Jahr zu warten hatte, bis sich eine feste Stellung, verbunden mit einer Einnahme für mich fand. Wäre ich klug gewesen und gehorsam den weisen Geboten meiner Freundin, so hätte ich dieses Jahr angewendet, um festen Boden in der Gunst meiner Vorgesetzten zu fassen; allein wozu wendete ich's an? In den Bädern von Spaa trieb ich mich herum, verlor im Spiel, und nach

Verlauf weniger Monate sah ich mich aufs neue von einer Schuldenlast fast erdrückt. Mein Rettungsengel in Paris sollte von neuem helfen. Sie antwortete mir auf meinen bittenden Brief: Sie könne über kein eigenes Vermögen mehr disponiren, allein sie besäße aus der Nachlassenschaft ihres Vaters ein paar werthvolle Bilder, die wolle sie mir überlassen, wenn ich hoffen könnte, sie bei irgendeinem reichen Kunstliebhaber, oder in einer fürstlichen Galerie vortheilhaft zu verkaufen. Dies war ein Hoffnungsstrahl. Mein Oheim, der regierende Landgraf, sammelte für seine Galerie, ich ging zu ihm, bekannte ihm offenherzig meine Verlegenheit, bat um seine Hülfe, und als er mir diese geradezu und mit sehr derben Worten abschlug, brachte ich jene Bilder in Erwähnuug, von denen mir die Gräfin geschrieben. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er das Papier in der Hand mit der Aufregung eines Enthusiasten die Worte ausrief: «Ein Original von Potter! Die berühmte Kuh! — Ja, Neffe, wenn du mir die schaffen kannst, so will ich deine Schulden bezahlen.»

Wer war glücklicher als ich! Rasch wurde nach Paris geschrieben, und in Zeit weniger Wochen war ich im Besitz des Bildes. O, ich Thor! wäre ich nur gleich mit meinem Schatze in die Kunstkammer meines edlen Onkels gerannt — aber ich war gerade in Leipzig zur Messe. Ein Gewühl von Fremden aller Stände! Die schönsten Frauen, die Roués von Paris; deutsche und ausländische Fürsten — welch ein Tummelplatz für meine Lebenslust! Ich spielte, ich hatte Abenteuer und — zuletzt keinen Heller mehr im Beutel!"

„Halt ein, du Unglücksmann! ich errathe" — rief Aegid, „da thatest du das Entsetzliche und verkauftest" —

„Die Kuh!"

„Rasender!"

„An einen Kunsthändler in Leipzig, der sie bald darauf wie ich hörte, für den dreifachen Preis, den er mir gezahlt, dem Kurfürsten anbieten ließ."

„Dein Unglück war gemacht! Ich sehe den Landgrafen zurücktreten, und ohne Erbarmen

dich den Stürmen deines Geschicks preisgeben. Zum dritten mal hilft dein pariser Engel nicht."

„Auch hätte ich's nicht gewagt, sie nochmals um Rettung anzusprechen. Ich sah mich für ruinirt an. Um so überraschender war mir ein Schreiben des Capitels, das mir den Eintritt in meine Stelle hier ankündigte. Der Fürstbischof, von dem Glanze meines alten Namens bestochen, und sich wenig kümmernd um die Dinge, die in der Welt, außerhalb dieser stillen Mauern geschehen, hatte anbefohlen, mir den Vorrang zu geben vor mehren andern Bewerbern, die ohne Zweifel alle würdiger sind als ich."

„Ei wie bescheiden, mein Freund."

„Noch kann ich aber jeden Augenblick wieder aus der Zahl der Erwählten entfernt werden. O Himmel, Aegid, heute ist der Tag wo sich's entscheidet, ob ich zur Tugend und zu einer ehrenhaften Stellung zurückkehre oder ob ich — entsetzlich ist's zu sagen — ein verlorenes, räudiges Schaf in die Welt hinausgestoßen werde. Der Fürstbischof ist durch den Landgrafen von

Allem unterrichtet, und da er ein strenger Herr ist, so —"

„So, fürchtest du das Schlimmste!"

Hier ertönte die Klingel im Cabinete. Die Thür öffnete sich und die zwei Professoren aus Göttingen gingen hinaus.

Bleich und zitternd sah Florus seinen Freund Aegid an.

„So komm! Wir dürfen nicht warten lassen."

„Ich bitte dich — geh voran!"

„Nicht doch — geh du voran!"

Nochmals ertönte die Klingel. Beide stürz- ten zugleich in die geöffnete Thür.

Nach einer Weile kam Aegid wieder heraus, indem er vor sich hinmurmelte: „Man hat mich nicht nöthig, man will nur mit ihm sprechen. Das hätt' ich wissen sollen! Die kleine Schau- spielerin Marguerite hört heut die Messe. Wie das einfältig ist, Leute von wichtigen Geschäften abzuhalten, indem man sie unnützerweise citirt, um ihnen zu sagen, daß man ihnen nichts zu sagen hat. Einstweilen will ich die Zeit be-

nutzen, ich will ein zärtliches, anonymes Briefchen an die kleine Hexe schreiben."

Er rief den Diener, hieß ihn die leeren Flaschen fortschaffen und dagegen Papier, Feder und Tinte bringen. Die Briefbogen, die ihm gebracht wurden, waren mit den bischöflichen Insignien geziert, er bemerkte diese erst, als er den wohlstilisirten Brief fertig hatte. Voll Wuth zerriß er ihn wieder, indem er ausrief: „Welch ein einfältiges Papier das! Es verräth den Schreiber. Vielleicht wäre die Kleine noch gar auf den Einfall gerathen zu glauben, daß sie eine Eroberung an — Narrheit! Narrheit! Ich muß von neuem mein Werk beginnen, diesmal werde ich aber nur die Hälfte des Bogens nehmen, die frei von allen Emblemen ist."

Aber er vollendete auch diesen Brief nicht, er wurde davon gehindert durch die Umarmungen seines Freundes, der aus dem Cabinet hervorgestürzt kam, und ihm die Freudensworte zurief: „Ich bin gerettet. Der Landgraf selbst hat für mich sich verwendet. Er ist zu dem Besitze des Bildes gelangt, und aus Freude dar-

über vergibt er mir und — bezahlt. Das Uebrige findet sich. Der Fürstbischof hat mir eine salbungsvolle Rede gehalten, und mein Beichtiger wird mir eine Buße auferlegen."

„Ich wünsche dir Glück."

„Noch eine dritte Flasche! Wir wollen sie auf das Wohl der «Kuh» leeren."

„Es sei."

Sie füllten die Gläser, indem sie sich vor das kleine Bild hinstellten, das eine sehr gelungene Copie des werthvollen Originals darstellte.

„Von nun an weise und vernünftig, für die ganze folgende Lebenszeit!" rief Florus, seinen Freund umarmt haltend.

„Für die ganze Lebenszeit!" wiederholte dieser. „Aber jetzt laß mich, ich muß in die Messe gehen, nothwendig habe ich dort mit Jemandem zu sprechen."

„Mit der kleinen Marguerite? Auch ich habe ihr etwas zu sagen."

Beide verließen lachend den Saal.

In der obigen Skizze sind wir von unserm ursprünglichen Plane abgewichen, den Künstler in unmittelbarer Berührung mit seinem Bilde zu bringen, um dann die Geschichte des Ursprungs desselben zu erzählen. Dagegen haben wir das Bild zum Mittelpunkt einer kleinen Novelle gemacht. Der Leser wird dies entschuldigen, wenn er bedenkt, daß über die Motive, die den Künstler veranlaßten, gerade ein solches Bild zu malen sich nichts sagen läßt. Paul Potter liebte die Natur bis in ihre kleinsten Eigenthümlichkeiten und auf ihren verstecktesten Wegen zu belauschen, dabei war er genugsam Niederländer, um wie der größere Theil seiner Genossen vor keinem etwas ekelhaften Gegenstande zurückzuschrecken. Die Richtung des damaligen Geschmacks unterstützte ihn darin. Man erblickte in der Wahl solcher Gegenstände einen Humor, den man ergötzlich fand, und es ist nicht zu leugnen, es ist auch ein gewisser Humor darin, nur will er für unsere Zeit nicht passen. Potter war übrigens nicht der Mann, um immer solche Späßchen zu machen, obgleich er wohl wußte,

daß man sie ihm sehr gut bezahlte. Er malte am liebsten schmucklose Gegenden, einfache Landschaftpartien mit köstlichem Baumwuchs, und da er keine menschlichen Figuren zu malen verstand, belebte er diese einsamen Triften und Waldplätze mit Thieren, denen er eine große Naturwahrheit gab, so auch besonders den Hunden. Die dresdener Galerie besitzt ein Bild, auf welchem eine Koppel Jagdhunde in den mannichfaltigsten und naturgetreuesten Stellungen gruppirt ist, dazu ein vortrefflicher Waldgrund mit Stämmen hochwüchsiger Buchen.

Potter, der schon mit dem funfzehnten Jahre ein Maler von Bedeutung war, erreichte kein hohes Alter. Er war zu Enkhuysen 1625 geboren und starb schon 1654 zu Amsterdam. Dieser frühe Tod ward zum Theil seinem übermäßigem Fleiße zugeschrieben, denn er arbeitete unermüdlich, und zwar arbeitete er nicht eben mit raschem Pinsel. Von der Mühe der sorgfältigen Ausführung zeugen auch seine Bilder, die fast in alle Cabinete und Galerien Europas verstreut sind. Sein berühmtestes Bild,

„die Kuh" kam aus der kasseler Galerie nach Paris, dort, aus der malmaisonschen Galerie, kaufte es der Kaiser Alexander I. für die Summe von 6000 Thalern, und es prangt jetzt in der Galerie der Eremitage in Petersburg.

Die büssende Magdalena.

Jusepe Ribera.

Es war im Jahre 1648. Kurz vorher hatte der Aufstand, an dessen Spitze Masaniello stand, Neapel erschüttert; noch waren die Nachwehen zu spüren. Um die Sicherheit auf den Straßen wieder herzustellen, zogen zahlreiche Patrouillen durch dieselben, und um Neapel herum lagerten in einzelnen Abtheilungen drei Regimenter Castilianer, welche Don Juan von Oestreich mitgebracht, als er auf Befehl seines Vaters, Philipp's des Vierten, nach Neapel kam, um den bedrängten Vicekönig in seinen Rechten zu befestigen und dem ruhelosen Lande den Frieden wiederzugeben.

Trotz des kriegerischen Zustandes, worin sich Stadt und Land befand, hielten die Feste und Lustbarkeiten nicht einen Augenblick in ihrem

Laufe inne; man konnte, wenn man Nachts die Hauptstraßen und Plätze durchschritt, die Paläste nicht zählen, aus deren hellglänzenden Fenstern der Schall der Cymbeln und Pfeifen, der Klang der Becher niedertönte, sowie man die verzierten Altane, über deren teppichbelegte Balustraden geschmückte und vom Tanz erhitzte Frauen sich niederbeugten, nicht übersehen konnte. Auf der Straße wurden Verhaftungen vorgenommen, oben im Palast tanzte man; unten bloß Blut, oben Wein! An der Straßenecke verhauchte unter dem Stahl der Sbirren ein heldenmüthiger Jüngling aus dem Volke sein Leben, auf dem Altan dicht darüber tauschte ein junger Nobile verrätherische Küsse mit der Frau seines Gastgebers.

Zwei Jünglinge, in ihre Mäntel gehüllt, gingen langsamen Schrittes an einem schönen, mit Säulen verzierten Hause vorbei, aus welchem lauter als aus allen andern der Jubel des Festes in die Nacht herniedertönte. Der Mond warf sein Licht auf den reichen architektonischen Schmuck des Hauses, und man erkannte das Wappen

Spaniens von zwei Genien getragen, von denen der eine die Insignien des Kriegs, ein Schwert und eine Fahne trug, der andere Malergeräthschaften und einen Lorberkranz.

Einer der Jünglinge deutete hinauf und fragte in verwundertem Tone seinen Nachbar: „Was soll das heißen? Wohnt hier etwa der spanische Gesandte?“

„Ein Narr wohnt hier“, antwortete kurz der Gefragte, „ein hochmüthiger Narr, der, weil er von spanischer Abkunft zu sein behauptet, sich nicht entblödet, das Wappen unsers Herrn über den Eingang seiner Taverne zu setzen. Es sollte ihm füglich herabgerissen werden.“

„Und die kleinen Figuren oben?“ fragte Jener weiter. „Was ist das, was der Eine trägt? Ich kann es im Mondenlicht nicht recht erkennen.“

„Malergeräthschaften.“

„So ist der Eigenthümer ein Maler?“

„Jawohl; Giuseppe Ribera.“

Der Erstere der Jünglinge stand jetzt still, betrachtete nochmals die hellerleuchtete Fronte

des Hauses, richtete einen langen forschenden Blick auf das Wappen, und sagte dann:

„Ribera? Ja, ja! Er hat eine hübsche Tochter. Der Vicekönig sagte mir das; zugleich stellte er mir den Vater als Hofmaler vor. Nun, Don Pedro's Hofmaler kann ja wol schon Feste geben, und wenn er wirklich ein Spanier ist, wer will ihn hindern, jenes Wappen an die Spitze seines Hausgiebels zu heften? Ich sehe darin kein großes Unrecht."

„Wie man's nimmt", erwiderte der Gefährte. „Diese Menschen werden so übermüthig. Ich wollte einmal sehen, wenn dergleichen in Madrid vorfiele —"

„In Madrid! Wir sind nicht in Madrid."

„Ich weiß wohl; wir sind in einem Lande, wo man noch vor einem halben Jahre das Oberste zuunterst kehrte. Deshalb sollte man, meiner Ansicht nach, mit der geringsten Ungebühr nicht Nachsicht haben. Alles wird unter den Händen dieser Menschen Aufruhr! Sie haben keinen Gedanken am Tage, keinen Traum bei Nacht, der nicht ein Verbrechen enthielte.

Ich, wenn es auf mich ankäme, würde ganz anders als es bisher geschehen, das Beil des Henkers in Bewegung setzen. Und was thut die heilige Inquisition? Sie schläft. Der Cardinal Großinquisitor sieht durch die Brille des Prinzen Tolosa, und — Hundert gegen Eins zu wetten! — dieser Prinz säße gar zu gern auf einem Throne, wenn er ihn auch mit Hülfe der Fäuste des Volks sich erobern müßte."

Diese Rede wurde von Dem, an den sie gerichtet war, nicht gehört. Der junge Mann hatte den Perron des Hauses erstiegen, und stand jetzt vor einem der bis an den Boden reichenden offenen Fenster, deren Seitenvorhänge wie rothe Flammen in die Nacht hinausflatterten und den Blick freiließen in den kerzenhellen Saal, in welchem eben die Federbüsche der Damen im Tanze hin- und herwogten wie ein üppiges Aehrenfeld im Lichte der Nachmittagssonne. Der Schein, der aus dem hohen Fenster fiel, beleuchtete die ganze Gestalt des Lauschers. Er stand da, die Rechte auf die Hüfte gestützt, die Schultern zurück, den Kopf mit den schweren

dunkeln Locken etwas vorgebeugt, ein Bild jugendlicher Schönheit in der Fülle blühender Reize. Die dunkeln Augen drangen in den Saal, und die Linke rührte an den feinen Bart, der sich über die vollen Lippen hinzog. Alles an diesem jungen Manne war Adel und Schönheit. Obgleich er einfach gekleidet war, konnte man doch bemerken, daß an dem Griff seiner Waffe, die er unter dem zurückgeschlagenen dunkelfarbigen Mantel trug, ein Diamant seine gelb-grünrothen Farbenblitze hervorschoß.

Nur einen Augenblick stand der junge Mann im vollen Lichte, dann zog er sich in den Schatten zurück, vorsichtig mit dem Blicke einen Gegenstand verfolgend, den er im Saale gefunden, den er sehen, von dem er aber selber nicht gesehen werden wollte. Er winkte seinem Genossen und auch dieser erstieg den Perron.

„Guter Freund“, begann er zu dem Hinzutretenden, „schärfe deine Augen ein wenig und sage mir, wer das Mädchen ist im rothen Mieder, mit der Granatblüte im Haar.“

„Das ist die Gräfin Ossuna.“

„Nicht doch! die kenne ich. Neben ihr — jetzt nicht mehr — nun ist sie hinter der Säule! Ha — da, da! Hast du sie?“

„Welche? Es gehen dort Drei zusammen.“

„Drei? Ich sehe nur Eine! Nun, siehst du nun? Es spricht sie ein Mann mit grauem Haar an.“

„Don Alfonso del Xante di Xibero!“

„Teufel! Will ich denn wissen, wie der Alte heißt? Du hast ein Narrenhaus im Kopfe! Da, nun kommt sie aufs Fenster zu; wallen wir rasch hinter die Säule.“

„Ich sehe sie jetzt.“

„Endlich!“

„Es ist Donna Rosa Ribera.“

„Also die Tochter des Malers?“

„Ja, und da ist der Vater. Nun kannst du die Bestätigung meiner Worte sehen. Schreitet er nicht daher wie einer unserer Granden? Ganz in Schwarz gekleidet, der Narr! Und einen Degen trägt er an der Seite? Mit welchem Recht? Und sein schwarzer Lockenkopf — er schüttelt ihn, als wenn er ein Brutus wäre;

dazu der Blick aus den tiefliegenden Augen! Ich glaube, dieser Mensch ist gefährlich, und sollte er auch zehn mal der Hofmaler des Vicekönigs sein."

„Dieses Lächeln ist bezaubernd!" rief der Lauscher. „Sieh nur wie rund ihre Schulter ist; wie sie das Köpfchen auf eine Seite zu neigen versteht, daß das Blitzen der dunkeln Augen, die ein entzückender Liebesschatten umrändert, in die Seele brennt. Rosa nanntest du sie? Ja, sie ist eine Rose, eine prächtige, volle Rose, ein Kind der Sommernacht; eine Rose, die ich brechen muß."

„Ach, brechen wir nichts, denken wir nur daran, wie wir Ruhe schaffen. Sind wir erst wieder daheim, dann kann es ans Rosenbrechen gehn. Dort blühen Rosen ohne Dornen."

„Aber gerade die Dornen sind es, die mir die Rosen doppelt lieb machen."

„Die Gefahr also? Nun die können wir haben. Wir befinden uns mitten unter einem empörten Volke, das vor wenig Monden öffentlich, jetzt heimlich seinen Dolch wetzt. Ach

Juan, du wirst nicht lange deine Lorbern tragen, du setzest sie leichtsinnig um jede Betteldirne aufs Spiel."

„Und du, Freund Perez, hast von spanischem Blute keinen Tropfen in dir —"

„O — was die Ehre betrifft —"

„Ehre ohne Liebe, ist eine kalte Winternacht, Sterne flimmern zahllos, aber man friert. Komm laß uns jetzt nach Hause gehen. Ich weiß jetzt was ich wissen will."

Und die beiden Jünglinge durchbrachen den Haufen Zuschauer, der sich in einiger Entfernung um den Palast gestellt, und verschwanden in eine Seitenstraße einbiegend.

Der Maler Don Giuseppe Ribera stand in seinem reichgeschmückten Zimmer vor der Staffelei, doch der Pinsel in seiner Hand rührte sich nicht. Er hatte versprochen, für die Brüderschaft der Kapelle del Tesoro ein großes Bild zu fertigen, das die Mörder des heiligen Janu-

arius darstellte, und der Tag, wo dieses Werk vollendet sein sollte nahte heran. Eine Woche war vergangen, ohne daß der Meister gemalt. Es waren andere Dinge, die ihn beschäftigten. Nach langer Zeit einmal fühlte er andere Sorgen an seinem Herzen nagen als die waren, die ihm sein Ehrgeiz stets bereitete. Von glühender Begier getrieben, der erste Maler seiner Zeit zu heißen, verfolgte er mit allen Mitteln, die sein Haß und seine verrätherische Klugheit ihm eingaben, die Künstler, die sich am Hofe von Neapel der Aufmerksamkeit des Vicekönigs, dessen Günstling er war, zu erfreuen anfingen. Er war es, der Domenichino's Tod veranlaßte, indem er diesen unglücklichen Fremdling, der es gewagt mit ihm zu wetteifern, in Gefahren und Ränke aller Art stürzte. Die Gunst, die ihm der Herrscher schenkte wandte er dazu an, sich ein stolzes Reich zu gründen, in welchem er unumschränkt thronte, und Gnaden und Auszeichnungen verlieh. Der Haß der Künstler gegen den stolzen Ribera war deshalb ein glühender, um so verderblicher je geheimer er

gehalten wurde. Die Gemälde Ribera's, die er in der Zeit seines Glanzes schuf, trugen ebenfalls dazu bei, ihn in Ansehen und Schrecken bei der Menge zu erhalten. Die düstere Manier Merigi's seines Lehrers, noch überbietend, wählte er sich nur Stoffe zur Darstellung, die das Grausen und das Entsetzen der Hölle umgab, Marterscenen, die das Gefühl auf die Folter spannten, Darstellungen gräßlicher und unmenschlicher Leiden, die das Blut in den Adern des Beschauers gerinnen machten, die aber auf die vornehmen Sünder eben dieselbe ehrfurchtgebietende Macht ausübten, wie sie es auf den Natursinn des Volkes thaten. Ein Mann, der in seinem Geiste solche Offenbarungen trug, mußte mit den Mächten einer höhern Gewalt im engen Bunde stehen, daß sie ihm Blicke thun ließ in das Innere jener entsetzlichen Strafhäuser der Hölle, wo Teufel Qualen ersinnen, daß durch sie Heilige geprüft werden. In der That, die Marter des heiligen Bartholomäus, ein Bild, durch das Ribera zuerst seinen Ruhm gründete, enthält der Schrecken soviele, daß

man dem Maler den Vorwurf machen kann, er wolle in Blut und Entsetzen schwelgen. Und Ribera schwelgte wirklich darin. Sein Charakter war abgewendet von jeglichem Lichte, sein Sinn war völlig erstorben für die Lieblichkeit und Schönheit der Welt, er haßte, er verachtete die Menschen, und eine Lust war es seiner wilden ruhelosen Seele, diese Schar, die er verfolgte, mit allen Geißeln zu züchtigen, die eine dämonische Kunst, ihm in die Hand gab. Wer das verzerrte Antlitz sieht jenes Henkerknechts, der in der Marter des Bartholomäus, dem Heiligen, der hülfeflehend die entfleischten Arme zum Himmel hebt, den letzten Todesstoß zu geben bereit ist, der zweifelt, ob die Kunst, die solche Züge schuf, noch göttlichen Ursprungs sich rühmen darf. Allen Haß, alle Bitterkeit, die sich in der Seele des Malers gehäuft hatte, heftete er an die Spitze seines Pinsels und trug sie auf die Leinwand über, die nun ein Schlachtfeld wurde, auf dem der Tod und die Hölle triumphirten, die Tugend blutend niedersank. Und doch gab es noch eine Stelle an Ribera's Herzen,

wo er noch menschlich fühlte, doch gab es in seiner Seele noch einen Ton, der aus einem verlorenen Paradiese herüberklang, doch hatte dieser kalte, harte, trotzige und starre Mensch noch ein Wesen, das er mit Liebe umschloß, und dieses Wesen war seine Tochter.

Er hatte nur diese eine. Wir haben gehört, daß sie schön war, und Ribera, der auf seine Bilder stolz war, war es auch auf seine Tochter. Er, der Vater, der berühmteste Maler seiner Zeit, sie, die Tochter, die schönste und tugendhafteste Jungfrau Neapels! So war es in seinem Sinne festgestellt. Die letzten Tage hatten diese Rechnung umgestoßen. Auf Rosa's Tugend drohte ein Schatten zu fallen. Ribera war außer sich, Ribera tobte — aber, wie er gewohnt verschloß er den Vulkan im Herzen hinter einer starren Decke. Er ließ seine Tochter kommen; kalt, ruhig — sogar gütig empfing er sie, die im Putze eintrat, denn sie wollte so eben an einer Lustpartie theilnehmen, die man ihr zu Ehren veranstaltete. Als sie eintrat, lag Giuseppe in seinem mit purpurnem Stoffe überzogenen Arm-

stuhl, seine Kleidung war wie immer schwarz, ein Mantel, mit Hermelin besetzt lag halb über die Stuhllehne gebreitet und gab dem stolzen Maler das Ansehen eines Fürsten. Die dunkeln Augen unter buschigen Brauen scharf auf die Eintretende gerichtet, hieß er sie näher kommen und nahm, ehe er seine Worte an sie richtete, ein mit Silber durchwirktes Tuch von ihren Schultern ab, indem er vor sich hinmurmelte: „Verträgt sich wohl dieses Gelb mit dem Roth des Rockes? Ribera's Tochter, und weiß nicht mit Farben umzugehen!"

Das Mädchen legte stillschweigend das Tuch ab und blieb wartend an die Säule des Eingangs gelehnt stehen.

„Mein Fräulein", hob der Maler an, „Euer Vater will Euch ein Wörtchen im Vertrauen sagen; seid Ihr geneigt, ihn anzuhören?"

Sie neigte das Haupt.

Er sprang jetzt auf, schloß sie stürmisch in seine Arme und indem er sein Haupt wie ermüdet an ihre Schulter legte, rief er mit zitternder Stimme: „Rosa — mein Kind! Mein

herzig geliebtes Kind! Was hast du aus deinem Vater gemacht? Ich wollte streng mit dir sprechen — ich kann es nicht! Der Kampf der letzten Nächte, wo ich mich schlaflos auf meinem Lager wälzte hat meine Kraft gebrochen. Ich komme, dich zu bitten, verlaß mich nicht!"

„Mein Vater!" rief das Mädchen verwundert und aus seinen Armen sich freimachend, „was ist Euch, mein Vater? Womit hab' ich Euch beleidigt? Welcher Schuld klagt Ihr mich an?"

Er hörte sie an, gleichsam als wollte er diese Stimme, die ihm die einzige in der Schöpfung war, die in sein Inneres drang, mit Gier einsaugen, dann legte er von neuem sein Haupt auf ihre Schulter und stammelte kaum hörbar: „Verlaß mich nicht!"

Rosa erwiderte die Umarmung des Vaters und wollte ihn zum Lehnsessel zurückführen, da richtete sich der stolze Mann kräftig empor und die Hand der Tochter fassend, brachte er das Mädchen vor ein kleines Bild, das in der Ecke des prachtvollen Gemachs an der Wand hing.

„Meine Fassung ist wiedergekehrt“, hub er an, „und du sollst erfahren was ich mit dir zu reden habe. Sieh hier das Bild, ich hab' es gemalt, um mich vergangener Zeiten zu erinnern. Der kleine Betteknabe, der dort an den Stufen des Palastes lehnt, ein Almosen empfangend, das ein Priester ihm zuwirft — bin ich. Ja, mein Kind — jener Betteknabe ist dein Vater. Nicht Jedem vertraue ich das trübe Loos meiner Knabenjahre an. Der eigene Vater trieb mich mit einem Fluche aus dem Hause; ich irrte umher, heimatlos, verlassen. Mit einem Stückchen Kohle zeichnete ich eines Tages ein kleines Heiligenbild an die Mauer eines Klosters. Der Zufall fügte es, daß der fromme Cardinal Balsano, er mein Beschützer, mein zweiter Vater, vorbeiging und auf die Zeichnung aufmerksam wurde. Durch ihn kam ich in eine bessere Lage, doch er starb, und von neuem ward ich dem widrigsten Geschicke hingegeben. Du kennst nicht die Misgunst, den Haß, den Neid, die nie schlummernde Zwietracht und die ewig rege Verfolgungssucht, die in unserer

Künstlerwelt herrscht. Aus Rom, wohin ich wanderte, vertrieb man mich; Cabalen aller Art wurden gegen den Hülflosen geschmiedet, ich floh. Endlich fand ich hier in Neapel ein mäßiges Glück, meine Verdienste bahnten mir den Weg, und endlich erhaschte ich die Gunst unsers Fürsten. Meine Feinde mußten das Feld räumen und — Ribera triumphirte! Für wen, meinst du, habe ich so Großes geleistet, so Drohendes überwunden? Für dich! einzig für dich! Während ich aber daran ging, an dem schönen Bau die letzten Steine zu fügen, legtest du die Hand daran, es einzureißen. Ich sage dir nur ein Wort: Der Prinz."

Rosa wich erschreckt zurück und eine dunkle Glut bedeckte ihre Wangen.

„O ich Thor!" setzte der Vater mit bebender Stimme hinzu, „ich eitler prahlerischer Thor. Da gab ich ein Fest, ich lade dazu den jungen Fürsten ein, und dieses unglückselige Fest hat die Folge, daß ganz Neapel davon spricht Rosa Ribera sei des spanischen Prinzen Geliebte."

„Mein Vater —“

„Still! Du täuschest mich nicht. Niemand täuscht mich. Zu tiefe Blicke hab' ich werfen gelernt in die Seele der Menschen. Ich kenne die Leidenschaften, denn ich selbst war ihr Opfer.“

„Dennoch — mein Vater!“

„Hier kann nur Flucht retten — nur Flucht Und du siehst mich bereit, mit dir Neapel zu verlassen. Wir gehen Morgen in der Frühe nach Rom; dort hab' ich Freunde, die dich und mich schützen werden.“

Rosa flog auf ihren Vater zu, schloß ihn in ihre Arme, und rief mit dem Tone der höchsten Leidenschaft: „Vater, deine Flucht ist unnütz! Ich werde zu widerstehen wissen, ich bin deine Tochter! Nur laß uns nicht aus Neapel fliehen!“

„Und wenn ich bliebe,“ sagte Ribera, indem er forschend in das Auge der Tochter sah, „welche Gewißheit gibst du mir, daß nicht Gewalt dich von meiner Seite reißt? Du kennst nicht die Macht des Prinzen! Du kennst diesen Don Juan

nicht, dem bisjetzt noch keine Weibertugend widerstanden hat."

„Der Prinz ist ein edler Mann, mein Vater."

„Edel — ja bis zur Grenze, wo die Leidenschaft ihn fortreißt. Dann aber wird er keine Schranken kennen. Lehre mich die Fürsten kennen!"

„Nun denn, mein Vater, ich besitze einen Dolch, und weiß zu sterben."

In Ribera's Augen leuchtete es auf wie ein prächtiger Siegesglanz, er schloß entzückt sein Kind an die Brust. „Recht so, meine Rosa!" rief er — „denkst du also, so bin ich sicher. Vergib, daß ich auch nur ein Wort, das wie Argwohn klang, hinwarf. Geh' jetzt auf das Fest, bleibe bis spät in die Nacht — du bist Ribera's Tochter! Wir reisen nicht."

Die Duenna trat ein, um sich zu erkundigen, wo die junge Signora bliebe, da unten auf der Straße bereits die Gesellschaft wartete um der Sänfte der Damen das Geleit zu geben. Noch einmal umarmte Rosa ihren Vater und flog aus der Thüre. Ribera blickte aus dem Bogen-

fenster nach, wie sie unten in die Sänfte stieg, sie winkte ihm mit dem Tuche. Die Cavaliere grüßten ehrerbietig. Don Perez und der Prinz befanden sich an der Spitze des kleinen Zuges. Man eilte die Gondeln zu besteigen, um ins Meer hinauszufahren.

Als Ribera allein war, nahm er das blaß- gelbe silberdurchstickte Tuch der Tochter und preßte es an die Lippen, heiße Küsse darauf drückend.

An der Kuppel der Kapelle del Tesoro ma- lend begegneten sich die beiden Maler Lanfranco und Fracanzano. Sie sahen sich von ihren hohen Gerüsten einander an und Lanfranco mit dem Pinsel auf das leerstehende Gerüste in der Mitte zeigend fragte: „Wo bleibt er?"

„Beim Bacchus", erwiderte Fracanzano, „ich glaube, daß er heute auch nicht kommt."

„Weshalb?"

„Wißt Ihr's denn nicht, lieber Bruder, die Stadt ist ja voll davon."

Lanfranco mischte eine starke Portion Mennige mit Schwefelgelb um damit die Tunica des heiligen Paul zu malen, der im Begriff stand der Mutter Gottes seine Aufwartung zu machen, von der erst die Füße fertig waren.

„Ich kümmere mich wenig um die Geschichtchen, die man sich in der Stadt erzählt; auf meinem Weinberge wohne ich ziemlich abgesondert von aller Welt.“

„Nun so erfahrt, der stolze Spanialetto, das kleine Spanierchen, (so wurde Ribera im Spott von den Künstlern genannt) hat seine Tochter dem Prinzen Juan von Oestreich abtreten müssen. Sie ist mit Gewalt in den prinzlichen Palast geführt worden. Der Alte soll sich die Haare darüber ausraufen; aber was will er machen? Geschehene Dinge lassen sich nicht ändern; sein Kind ist eine Buhldirne, er zeitlebens beschimpft.“

„Hm, Messer Fracanzano, was Ihr mir da erzählt macht mir Spaß“ hub Lanfranco an, „beim Barte des heiligen Lucas, so ist es! Ei seht doch, Spanialetto mein Väterchen,

Spanialetto mein Zuckersöhnchen, also so weit hast du's gebracht mit deinen Kniebeugungen vor den Großen! Es geschieht dir recht! Erkenne darin den Zorn Derer, die du beleidigt hast; erkenne die Rache, die der Himmel für den armen Stanzioni an dir nimmt, dem du aus Neid das Bild in der Karthause mit beizendem Wasser bespritztest, sodaß es für alle Zeit verloren war, und für die Unbill, mit der du eine Menge Andere verdrängt und beleidigt hast. Haben wir selbst nicht, Freund Fracanzano, an seiner Thüre stehen und um Arbeit betteln müssen? Wir, die wir, so glaub' ich wenigstens, etwas mehr werth sind als ein Dutzend kleine Spanier zusammengenommen? Wir, Lanfranco und Fracanzano! Hört's Neapolitaner! Aber wir wollen bei diesem Anlaß als Christen handeln, wir wollen diesen Ehrenraub Niemand erzählen, damit es nicht hieße, wir verbreiteten die Nachricht. Die Einzige, der ich's beim Nachhausekommen sagen will, ist meine alte Battista! Hahaha! Die gute Alte ist im Stande und läuft noch heute durch das ganze Dorf und

ruft Jedem ins Ohr: «Giuseppe Ribera's Tochter ist eine weltkundige Dirne!» — Nun man muß der Alten diese Freude gönnen."

Meister Lanfranco lachte, daß das Gewölbe der Kuppel widerhallte.

Eine Menge Malerschüler kamen in die Kirche. Als sie den Platz Ribera's leer sahen, fingen sie laut untereinander zu scherzen und zu spotten an, und die Neuigkeit des Tages ging von Lippe zu Lippe. Viele darunter hatten sich der schönen Rosa genaht, waren jedoch theils von ihr unbeachtet geblieben, theils mit Stolz abgewiesen worden. Jetzt triumphirten sie.

Es war eine stürmische finstere Nacht. Eine alte Frau trug eine Laterne voraus, eine in einen groben Mantel gehüllte weibliche Gestalt folgte ihr. Der Weg ging über einen steinigen Acker. Der Wind war so heftig, daß beide Wanderinnen öfters still halten mußten, um neue Kräfte zu sammeln im Kampf gegen die

Elemente. Die Alte murmelte etwas vor sich hin, das halb wie Flüche, halb wie Gebete klang. Stumm, gebeugten Hauptes schritt dicht hinter ihr her die Gefährtin. Man gelangte zu einer kleinen Brücke, über diese schritt soeben ein Priester mit dem Sacrament. Die Alte wich zur Seite und kniete nieder, die Junge warf sich in ganzer Länge auf den Weg, indem sie den Priester anflehte, über sie weg zu schreiten. Dieser versuchte mit einigen tröstenden Worten die Liegende aufzuheben, da dies nicht gelang, setzte er seinen Weg fort. Tief in die Nacht verschwand das Gnadenlichtlein, es war alles wieder finster und still, immer noch lag die verhüllte Gestalt auf dem Wege, das Antlitz tief in Gras und Kräuter gedrückt. Endlich gelang es der Alten sie aufzurichten. Man ging weiter. An der Mauer eines Klosterkirchhofs führte der Weg vorüber; der Gesang der Nonnen drang aus der erleuchteten Kapelle herüber, von neuem hielt die Pilgernde an und an die Mauer gelehnt mischte sie ihre erschöpfte und klanglose Stimme mit dem Bußpsalm der from=

men Sängerinnen. Sie weilte bis der letzte scharfe Klang verhallt war.

„Wir werden zu spät an Ort und Stelle anlangen", mahnte die Alte, aber ihre Worte blieben ungehört.

„Im Namen unserer lieben Frau", murmelte Jene, „ich glaube sie ist wahnsinnig. Was soll ich mit ihr in Nacht und Einsamkeit wenn sie mir hier liegen bleibt und stirbt!"

Sie trat mit ihrem Leuchter nahe an das Antlitz der Dahingesunkenen, es war bleich, leblos, die Augen geschlossen!

„Erwacht! erwacht!" rief sie, „der Weg ist noch lang! Ermuntert Euch, Frau! Im Gebirge gibt's Banditen und Gesindel, wenn sie uns fänden, wäre es um uns geschehen!"

Die Angeredete erhob sich seufzend, und wankte weiter. Als sie über das Stückchen Ebene dahinschritten, die bis zur nächsten bewaldeten Hügelspitze sich hindehnte, blieb die in ihre weiten Tücher gehüllte Frau stehen, erhob ihre Arme zum sternenbesäeten Himmel und stieß einen so herzzerschneidenden Jammer-

laut aus, als sollte es das längst in der Erde begrabene Gebein in der Tiefe erwecken. Die Alte zog sie am Gewande fort, indem sie jetzt heftig scheltend rief: „Was macht Ihr? Hier ist's nicht geheuer; es jagen Nebelgestalten umher und uralter Zauberspuk treibt hier sein Wesen. Seht ihr nicht, wie es dahin in die Ferne wandelt, ein unabsehbarer Zug?"

„O Jammer über mich, altes Weib, daß ich mich willig finden ließ, Euch zu geleiten! Ich hab' den Lohn für meine Thorheit. Doch da schimmert ja das Licht aus dem Hause, wo wir hin wollen! Kommt, kommt! bringt durch Euer Zögern mir und Euch nicht Unheil. Ich sage Euch, wenn wir in sicherm Gewahrsam sind, dann können wir jammern, jetzt aber gilt's so flüchtig zu sein wie ein Reh. Mir nach, mir nach!"

Und sie zog die immer noch zu den Sternen Aufschauende mit Gewalt nach sich.

Endlich war ein finsteres Gemäuer erreicht, das mit Giebel und Thurmspitze sich gegen den Nachthimmel abzeichnete. Ein schmales erleuchtetes Fenster blickte in die Dunkelheit; unheimlich

rauschte der Nachtwind im Gebüsche. Ein kleines Gitterthor verschloß den Vorplatz. Die Alte suchte in ihren Taschen nach einem Schlüssel, sie fand ihn, und fragte, ob sie hineingehen sollte; sie erhielt keine Antwort. Mit starrem Auge in das Fenster blickend, lehnte die Verhüllte am Gitter und rührte sich nicht. Endlich, müde der vergeblichen Anfrage, schloß die Alte auf, ging mit ihrer Laterne über den Vorplatz und verlor sich, einige Stufen hinaufsteigend, in das Haus, das ein verlassenes Jagdschlößchen zu sein schien. Der Wind erhob sich und rauschte stärker im Gebüsche, die Sterne flimmerten. Innen im Hause wandelte ein Licht hin und her, endlich erschien eine männliche Gestalt in Nachtkleidung und zwischen den Säulen des Eingangs vortretend, den Armleuchter mit den Kerzen weit vorstreckend, fragte eine tiefe Stimme: „Wer ist da? Wer begehret Einlaß?“ — „Deine Tochter, Vater!“ tönte die Antwort, und die Verhüllte hatte sich hochaufgerichtet, beide Arme weit emporgestreckt und so dem Lichtschein sich bloßstellend, als eine

geisterhafte Nachterscheinung. Die Kerzen zitterten in der Hand Dessen, der sie hielt, als diese Stimme ertönte. Und nochmals rief es mit schneidendem Wehelaut: „Vater, Vater! Deine Tochter kommt, um sich zu deinen Füßen zu werfen.“ Er antwortete nicht, er zögerte — dann stieg er die Stufen hinab, und in diesem Augenblick flog die Gitterthür auf und zu den Füßen des Mannes wand und krümmte sich tief in die Schatten der Erde hinein ein unglückliches Weib, ein verführtes elendes Weib, eine in Jammer und Schande gebadete Tochter. Das war die schöne Rose Neapels, das die stolze Tochter Giuseppe's Ribera? — O der Wandlung! Habt Erbarmen, ihr Geister der Nacht, legt auf thränenleere heiße Augen eure kühlende Schatten, mildert den Feuerstrahl in den Vaterblicken, gießt Trost nieder von den ewig heitern Gestirnen auf diese bange Stunde, wo Vater und Tochter sich wiedersehen! Wenn irgend in eurem Schoose, Geister der Nacht, Quellen der Tröstung vorhanden sind, laßt sie niederfließen hin auf ein unselig Menschenpaar,

das in innigster Liebesglut zueinander aufgewachsen, durch eine grausame That, sich auf ewig geschieden sieht. Ribera hebt seine Tochter aus dem Staube auf, die als eine Königin von ihm ging, und als eine Bettlerin zu ihm zurückkehrt.

Doch wenn der Himmel durch Reue versöhnt wird, wie sollte es nicht auch ein Menschenherz. Rosa war aus dem Palaste entflohen, in den der Entführer sie gebracht, sie hatte alle Pracht und Größe zurückgelassen, um im härenen Bußgewande zu ihrem Vater zu eilen, der sich aus Neapel in ein entferntes Besitzthum zurückgezogen, ihm ihre Sünde zu beichten, seinen Segen, seine Verzeihung zu erhalten. Und Ribera, als er von dem Seelenzustande seines Kindes sich überzeugt, versagte den Trost nicht, den es heischte. Es war ja mit ihr sein eigenes Glück, sein Leben, seine Sonne zurückgekehrt.

„Wir wollen fliehen“, flüsterte er ihr zu, „ans Ende der Welt fliehen, wo man dich, wo man mich nicht kennt! Da werden uns noch schöne Tage erblühen. Aber, mein Kind, wie

siehst du aus; wie hat der Schmerz deine Züge verstellt! Ha, welch ein Auge! Nie sah ich ein solches! Wahnsinn und Verklärung betten sich zugleich in diesem düstern Stern!“

„Hinweg mit diesem Auge, mein Vater!“ stammelte sie, „es wußte zu lächeln, zu locken, es flog voran und zog den Geist nach sich in das Verderben. Durchbohre, mein Vater, dieses Auge mit der Spitze deines Dolches, laß es zuerst sterben, dann folge das Herz, wenn es erst die volle Bitterkeit der Zerknirschung gekostet, ihm nach. Vater, Vater! Den Tod von deiner Hand ist Alles was ich von dir erbitte.“

Ribera schloß sie in seine Arme. „Rede nicht so, mein Kind!“ rief er, „du tödtest mich, indem du hoffst dich zu tödten! Laß uns Beide zu Gott aufschauen, zu deinem und meinem Richter! Wenn deine Buße wahrhaft ist, so wird er dir verzeihen, wie ich dir verzeihe.“

Und Rosa blieb bei ihrem Vater; verborgen vor aller Welt. Ihre Tage waren der Buße geweiht. Ins nahegelegene Kloster begleitete sie der Vater, er brachte sie hin, er

holte sie ab. Niemand kannte die fremde Büßende.

Ribera traf seine Anstalten, um den Ort zu wählen, wohin er mit seiner Tochter fliehen wollte. Fürs Erste sollte es Modena sein; wo sein Lieblingsmeister der große Correggio gelebt hatte, wo seine Werke seinen Ruhm verkündeten, da wollte Ribera einige Zeit weilen, während er seine Tochter unter sicherer Geleitschaft nach Spanien schickte, und zwar in ein Asyl bei Verwandten, die sie ihm sicher aufbewahren sollten, bis er sie wieder zurückfodern würde. Indem diese Entschlüsse in ihm reiften, vollendete er ein großes Bild, an dem er mit voller, glühender Seele malte, es stellte sein eigen Kind dar, im Zustande der Buße, mit jenem geisterhaft zerrütteten und zugleich verklärten Wesen, wie sie ihm in jener Nacht erschienen, da sie zu seinen Füßen lag, die Blicke zu ihm erhoben. Er malte dies Bild, um mit sich und seinem Schmerz gleichsam Frieden zu schließen. All das Weh, das die Vaterbrust durchschnitten, all die Hoffnung, die der Himmel der wahren Buße ver-

heißt war in dieses Bild der büßenden Magdalena ausgegossen, und so wie ihm diese Schöpfung zum Quell der Befriedigung und des Trostes wurde, so sollte sie es auch werden für kommende Jahrhunderte und Zeiten. Denn allüberall sündigt und bereut die Creatur! Sie fällt, sie wird aufgerichtet. Magdalena ist in diesem wundersamen Bilde dargestellt wie sie an ihrer eigenen Gruft kniet, und wie ein Engel erscheint, die arme Leidende in ein Grabtuch zu hüllen. Das ist keine nur zum Schein Büßende, das ist keine mit ihrem Schmerze Liebäugelnde, mit einem Worte, das ist kein süßes, liebliches, vollbusiges Mädchen, das, wenn sie die Höhle verließ, in der sie eine melancholische Stunde zugebracht, ebenso und mit derselben Leichtigkeit wieder sündigte, wie sie das bisher gethan, nein es ist die in Wahrheit mit dem Wahnsinn der Zerknirschung ringende, in ihren Grundtiefen erschütterte Seele, die die Sünde der Welt für immer von sich weist. Wir kennen nichts Erhabeneres als eine solche Magdalena, und als Ribera diese Magdalena geschaffen,

durfte er seinen Pinsel niederlegen und ruhen; es war ihm ein für alle Zeiten kostbares Werk gelungen.

Mit der Beschreibung dieses Bildes und der Erzählung der Ursache seiner Schöpfung sollte billigerweise unsere Erzählung schließen. Es ist dies ein vollkommen abgerundetes Ganze. Die, aus ihren Verirrungen heimkehrende Tochter, der Vater, der vergibt und segnet, ein schönes Bild, das diesen neugeschlossenen Bund auf die Nachwelt bringt unter der Form der bekannten biblischen Büßerin. Was bliebe dem Leser noch zu wünschen übrig? Wie könnte er Verlangen tragen zu erfahren, was weiter aus den Personen wurde, die sich seine Theilnahme erwarben, jetzt da er sie befriedigt und glücklich sieht? Dennoch müssen wir den Schleier von dem Gemälde heben, das als Schlußbild zu malen dem Himmel gefallen hat. Der arme Ribera kommt dabei übel weg. Die schöne Büßende ward zum zweiten male entführt, oder wenn dies nicht zu hart klingt, sie ließ sich zum zweiten male entführen. Der Prinz brachte

seine Beute diesmal in gute Sicherheit, er führte sie in ein Kloster zu Palermo. Die Wirkung, die dieses zweite Verschwinden auf den Vater machte, war entsetzenerregend. Er sah sich in seinem Glauben an Gott und Menschen betrogen, er hatte dem Herzen seines Kindes getraut, und dieses hatte ihn getäuscht. Sein Stolz duldete nicht sich beklagt zu sehen, er entwich aus der Gesellschaft der Menschen, und — nie hat man etwas von ihm erfahren. Spurlos verschwunden war dieser berühmte, dieser angesehene Mann. Welche Mittel man auch anwandte ihn wiederzufinden, sie blieben ohne Erfolg. Es ist wahrscheinlich, daß er durch Selbstmord endete, und daß es ihm gelungen, sich und seine That auf immer vor den Blicken der Menschen zu verbergen. Stolz, gebieterisch, finster, starr, einsam und selbstgenugsam wie sein Leben war sein Ende. Er verschwand von der Erde — ohne Lebewohl gesagt, ohne sich mit Gott und der Welt versöhnt zu haben. Seine Werke jedoch hinterließ er der Nachwelt, und diese sprechen noch zu

unsern Tagen als beredte Zeugen eines großen kühnen wenn auch finstern Strebens.

Es ist auffallend und kann einen Blick in das Innere der Bildungsgeschichte des Genies gestatten, daß sich der finsterste, ungefälligste, starrste der Maler zu dem gefälligsten, anmuthigsten, lächelndsten und in blühendster Lebenslust sich bewegenden hingezogen fühlte: so Ribera zu Correggio. Wenn es ihnen vergönnt gewesen wäre, sich im Leben zu begegnen, vielleicht wäre ein Freundschaftsbund hier für beide Theile fördernd, möglich geworden.

Das Bild der Magdalena, das unsere Galerie besitzt, und das wir soeben beschrieben, ist eines der mildesten des Meisters. Die Martergeschichten, die er gewöhnlich zu malen pflegte, waren über alle Beschreibung hinaus die Seele des Beschauers verletzend. So der Heilige, dem die Haut abgezogen wird, dann der heilige Januarius, der in den glühenden Ofen gestoßen wird, ja die profane Geschichte plünderte er sogar, um sich verrenkte Glieder daraus zu holen. Er malte einen Ikarus, der so haarsträubend

gerieth, daß sich eine schwangere Frau daran versah und ein Monstrum zur Welt brachte. Ein seltsamer Triumph für die Kunst!

Die dicke Frau zu Mecheln.

Jakob Jordaens.

Es war einmal eine dicke Frau zu Mecheln, die wollte durchaus und mit aller Gewalt eine Venus sein. „Hab' ich nicht Geld", pflegte sie zu sagen, „und wer Geld hat, ist der nicht schön? Zudem auch wenn ich kein Geld hätte, hab' ich nicht schöne blaue Augen? Ist mein Mund nicht klein, meine Nase nicht zierlich? Hab' ich nicht Alles was zu einer Venus gehört? Nur daß ich ein wenig corpulent bin; aber schadet denn das etwas? Ist die wirkliche Venus nicht ein mageres schwindsüchtiges Ding, das kaum auf den dünnen Beinen stehen kann? Und wie sind Arme und Füße so gebrechlich! Hier in den Niederlanden würde die Person kein Glück machen, soviel weiß ich; allein ich hoffe noch einen Künstler zu finden, der mich der Welt als Venus darstellt."

So sprach Frau Aloisa Wollenplout, die reiche Witwe des Rathsviertelmeisters zu Mecheln zu ihrer Vertrauten, einem ebenfalls sehr dicken Weibe, die aber ledigen Standes war, und die der Frau Wollenplout an ihrem Putztische Dienste leistete, denn Aloisa putzte sich drei mal am Tage und legte immer neue kostbare Gewänder, Spitzen, Perlenschnüre und farbige Bänder um. Zuletzt fing sie an zu schwitzen und sagte dann: „Es ist genug; obgleich ich nur ein paar mal meine Arme gerührt, so bin ich doch fast außer Athem gekommen, es ist eben ein heißer Tag und meine Wohnung ist nicht kühl genug.“

Die Wohnung war aber kühl und es war im Herbste, wo es in Flandern nicht schwül zu sein pflegt. Fräulein Therese hütete sich aber wohl, ihrer Gönnerin und Freundin zu widersprechen, vielmehr griff sie nach ihrem Fächer, erregte einen Luftzug und seufzte dabei: „Ja, es ist eine wahrhaft mörderische Hitze, und der Palast ist wie ein Backofen.“

„Nun was meinst du, Theresa, wegen der

Venus?" hub Frau Wollenplout wieder an, indem sie sich im Spiegel beschaute.

„Wenn Seine Excellenz der Herr Statthalter nur nichts dagegen haben", erwiderte Therese.

„Der Herr Statthalter? Was sollte er dagegen haben, und hätte er etwas, nun was kümmerte das mich? Wie redest du nur, mein Liebchen."

„Ich meine nur", sagte Therese und that als wenn sie vor Hitze ersticken wollte, „wenn das Bild öffentlich zur Ausstellung käme. Es sind neuerdings einem Maler drei unverschämte Bilder vom Gericht weggenommen worden."

„Ich will nicht hoffen, daß du ein Bild, das mich vorstellt ein unverschämtes nennst", rief Frau Aloisa und versuchte sich umzuwenden, um der Gefährtin einen durchbohrenden Blick zuzuschicken. „Erkläre dich deutlicher."

„Sicherlich wird es ein Bild sein, das alle Männer bezaubern wird", hub Therese schüchtern wieder an, „allein nur wegen des Costüm's — man versteht was ich meine."

„Ja so“, entgegnete Aloise lächelnd. „Da ist freilich der alte Statthalter nicht der Paris, der hier entscheidet. Du hörst, Therese, daß ich in der Götterlehre bewandert bin. Aber dergleichen Gründe bringen mich von meinem Vorhaben nicht ab. Ich will mit diesem Bilde nicht prunken, es soll auch Niemand es sehen, als wer es sehen will. Es ist nur, damit ich sagen kann, in Flandern gibt es Frauen, die sich ebenso gut und besser dazu schicken, als Göttinnen der Liebe und Schönheit zu prangen, als das Weibsbild, das man in dem närrischen Lande Italien, jenseit der Alpen, als ein so hohes Muster verehrt. Alsdann wird es heißen hat Italien seine Venus, Flandern hat die seinige. Ich kann nichts weniger leiden, als daß etwas für alle Welt dasselbe gelten soll. Haben wir doch unser Land für uns, und was wir schön nennen, das nennen wir schön, und das ist es auch. Ob es für Andere schön sei, ist gleichgültig. Wenn wir ein Haus bauen und wollten dabei fragen, wie baut man es in Italien, wäre es nicht lächerlich? Ebenso ist es mit der mensch-

lichen Gestalt. Ich gefalle hier zu Lande, wer weiß, ob ich in Italien gefallen würde."

Mit den letztern Worten, nämlich, daß sie in ihrem Vaterlande gefalle, hatte Frau Wollenplout nicht ganz Unrecht, sie gefiel wirklich; nur daß sehr wenige Leute sich bewogen fühlten, sie für eine Venus zu halten. Dazu waren die guten Nachbarn und Gevattern der Frau Wollenplout doch zu aufgeklärt, die meisten hatten eine dunkle Vorstellung von Dem wie eine Venus aussehen müsse, und da wollte es nicht zutreffen mit Dem was sie vor sich sahen. Zudem gilt der Prophet im Lande nichts. In Mecheln hatte man die Frau Aloisa aufwachsen und allmälig dick werden sehen, man wußte wo sie's her hatte, in ihrer Familie lag es; dann wußte man auch, wie und wann sie heirathete und von welcher Art Herr Wollenplout war, es konnte also keine Verehrung wie für etwas Göttliches oder ganz Besonderes für die Frau in ihrer Vaterstadt aufkommen. Deshalb dachte sie auch daran, in die Fremde zu gehen. Vorher suchte man ihr aber die ganze Sache aus dem Kopfe zu reden. Man

stellte ihr vor, daß Herr Wollenplout ein Mann bei der Stadt gewesen, daß er nebenbei einen einträglichen Handel mit überseeischen Waaren getrieben, daß er Frau Aloisen geheirathet, als die Tochter eines Seidenwirkers und daß es ihm nicht im Traume eingefallen, sich und seine Frau in das Gerede der Leute zu bringen, indem er oder sie etwas Absonderliches unternähme. Es sei aber gegen alle Ordnung, daß eine ehrbare Frau sich nackend wollte darstellen lassen, als eine heidnische Landläuferin und liederliche Person, denn etwas Anderes sei die Frau Venus nicht gewesen. Man kenne sie. Ueber diese Reden lächelte Frau Wollenplout und seufzend sagte sie: „O wie sind meine Landsleute so einfältig! Ihre Reden klingen so komisch, als wenn eine Henne über Stoppeln läuft. Aber sie sollen es doch erleben, mich als Venus gemalt zu sehen, und zwar weil diese Göttin immer von drei Kammerfrauen umgeben ist, die man die Grazien nennt, so sollst du, Therese, und dann die Portiuncula, meine Base, und deren Schwester, die Alinta, meine drei Grazien sein. So soll

es sein. Wenn wir nur schon einen Maler hätten! Denn ein berühmter Maler muß es sein, einem Pfuscher sitze ich nicht."

Darauf ließ Frau Aloisa einpacken, und zog zuerst nach der schönen Stadt Antwerpen. Damals lebte und malte Meister Rubens in dieser Stadt; aber mit ihm noch viele andere Maler. Ueberhaupt wurde in dieser Stadt viel gemalt, und es war ein großer Zufluß von Fremden daselbst. Einige kamen um Bilder zu bestellen, Andere um die bereits vorhandenen zu kaufen; wieder Andere aber dienten, ohne daß sie es wußten, den Malern zu Modellen, die sie in ihren Bildern anbrachten, sei es als schöne oder als häßliche oder als komische Figuren. Als die vier dicken Frauen aus Mecheln ankamen, denn Frau Aloisa hatte ihre drei Grazien stets mit sich, so konnte es nicht fehlen, daß ein paar Maler aufmerksam wurden, und ihren Kameraden die Neuigkeit zusteckten, worüber denn in den Kneipen und Schenken gesprochen wurde. Denn in der That vier so sonderbar dicke Frauen, alle viere

blond und alle viere nicht häßlich, wenn auch ungestalt, konnten schon die Blicke auf sich ziehen. Dabei ließ die Mechlerin Geld blicken und machte Aufwand und gab Feste. Ihr Wunsch war, Meister Rubens nahezukommen, allein das war kaum zu erreichen. Der reiche vornehme Maler, der zugleich Ritter und Hofcavalier war, und bei dem Fürsten und große Herren ein- und ausgingen, öffnete seine Thüre nicht alsogleich der Tochter eines Strumpfwirkers aus Mecheln, wenn diese auch noch so reich war. Zugleich hatte er bereits allerlei sprechen hören von den Sonderbarkeiten dieser Frau und ihrer mehr als komischen Erscheinung. Eines Tages öffnete sich aber seine Thüre und — Frau Aloisa trat ein. Sie trug ein Kleid von silberdurchwirktem brabanter Stoff, geblümt mit veilchenblauen Ranunkeln und kleinen gelben dortrechter Tulpen, eine Schnürbrust ganz von Perlen, gemischt mit rothen Sternchen aus Korallen; im Haar hatte sie eine lange weiße Feder, die nach rückwärts gebogen war und zum Theil auf den weißen fetten Nacken

niederhing, überdies wurden zwölf kleine hell-gelbe Löckchen auf der Stirn durch ein Perlen-band gehalten, das ebenfalls nach dem Nacken zurückging, wo es einen reichen blonden Haar-knoten hielt. An jeder Hand hatte Frau Aloisa siebzehn Ringe, sie hatte sie so geordnet, daß sie die Hand dabei bewegen konnte, jedoch mit einiger Schwierigkeit, allein genug um einen Fächer aus Kolibrifedern zusammengesetzt zu halten. Vorn an der Brust trug sie eine große Tulpe aus Diamanten geformt und an eine Zitternadel gesteckt. Ihre Schuhe und Hand-schuhe waren von weißem Atlas mit Perlen ge-stickt. So trat sie ein, gefolgt von einem kleinen Mohren, der ihr ein Kästchen mit wohlriechenden Wassern nachtrug. Ihre Sänfte wartete unten. Meister Rubens, höflich wie er stets gegen Frauen war, ging ihr entgegen, und sämmtliche Schüler im Atelier machten ihr eine anstands-volle Verbeugung. Frau Aloisa trat jedoch mit dem Meister in eine Fensternische, wo sie zu-sammen flüsterten. Bei der Antwort des Mei-sters sah man den Verdruß in den Zügen der

Dame, und die diamantne Tulpe schwankte gewaltig an der Brust, als sie fast höhnend ihm ihr Abschiedscompliment machte. Rubens führte sie zur Thüre und machte ihr da eine tiefe Verbeugung. Er hatte ihr gesagt, daß er sie nicht malen könne, und wie hätte er das auch vermocht! Er, dem die schönsten Frauen als Modell standen, der eben aus England heimgekehrt, ein Bild mitgebracht hatte, an dem er noch malte, und das das Urtheil des Paris vorstellte, bei welchem ihm zum Bilde der Venus die wunderschöne berühmte Herzogin von Devonshire gestanden hatte, wie hätte er Frau Aloisa's Wunsch berücksichtigen können; doch theilte er seinen Schülern mit, was die Dame begehrte. Sie alle lachten laut auf, und Snyders, der gerade an einem Fruchtstück malte, setzte einer dickbäuchigen Melone einen kleinen Kopf auf, setzte ihr ein paar kurze Beinchen an, und siehe da, die Venus war fertig. Welch ein Jubel! Noch nie hatte man im Atelier eine so lustige Stunde verlebt. Die Venus aus Mecheln wurde das Gespräch des Tages, und Jeder der jungen

Meister wußte immer noch einen Zug mehr zu geben, der das Bild der Dame vervollständigte. Endlich ergriff Snyders eine große gelbe Tulpe, steckte sie sich an die Brust, und auf und ab stolzierend rief er: „Ich bin der Ritter der Dame, ich weihe mich ihr zu unsterblichen Liebesdiensten! Wer gegen sie ist hat es mit mir zu thun. Es lebe Aloisa Wollenplout, die Venus von Mecheln!"

Den Namen, nebst Wohnort hatte die Frau hinterlassen, im Fall Meister Rubens sich doch noch besänne.

So standen die Sachen, als von einer Reise Jakob Jordaens zurückkehrte. Er hatte für den Meister Gelder einkassirt, und aus Spanien eine Ladung mit Wein herübertransportiren helfen und darüber quittiren müssen. Er kam in der besten Laune zurück.

„Freund Jordaens!" sagte Rubens, „du liebst so sehr die dicken Weiber; für dich hat sich ein Prachtexemplar hier eingefunden, eile ihre Bekanntschaft zu machen."

Und nun wurde ihm die Caricatur gewiesen,

die in dem Atelier gefertigt worden. Jordaens lachte nicht; er war von Herzen so gutmüthig, daß es ihm weh that, wenn eine Creatur mit Spott übergossen wurde. Dabei war er in der That Allem, was dick war, von Herzen zugethan; er konnte es nicht leugnen, und wenn er es geleugnet, seine Bilder hätten gegen ihn gesprochen. Er fand das Dicke so vollkommen, das Magere unvollkommen, denn was wäre das Fett, wenn es nicht eine Schöpfung Gottes wäre, der damit gleichsam die letzte Hand anlegte an eine schöne Menschenform. Die bloßgelegte Muskel, oder gar der bloßgelegte Knochen, wie häßlich, wie störend! Wie ganz anders ein wundervoll tief in das Fett eingehendes Grübchen, das da anzeigte, welche schwellende Form und Fülle zu durchbrechen ist, ehe man an das trübselige Knochengerüste kommt, das allem Lebendigen zum unentbehrlichen Fundamente dient, wie einem schönen Palast das dunkle Kellergeschoß. Und dann für die Hand, das wonnevolle Tasten an eine elastische runde warme Masse, die immer höher anschwillt, um sich

dann wundersam tief zu senken! Man denke sich dazu über diese herrlichen Wellen die weißeste, glätteste Haut, so stramm gespannt, daß das kleinste Runzelchen nicht Platz findet; dann ist das Entzücken gegeben, und der Kenner befriedigt. Jordaens sprach aber von dieser seiner innigsten Ueberzeugung nicht zu den Leuten, er wußte, man verstand ihn nicht; besonders war es der blasse schöne Van Dyck, sein Mitgenosse, den er fürchtete, denn der huldigte den alten Schönheitsprincipien, welche unwissende Völker, die in einer Zeit lebten, wo an das Verhungern streifende Gestalten schön gefunden und nachgebildet wurden, aufgestellt hatten. Jordaens hielt von diesen Schönheitsprincipien und von diesen alten Völkern nichts.

Er ging also zu Frau Aloisa, nicht als Maler sondern vorläufig als Fremder, der einen Besuch machte. Als er zu Hause kam, setzte er sich hin, stützte traurig den Kopf auf beide Hände und seufzte: „Ach, die Frau ist doch gar zu dick! Ein klein wenig weniger würde besser sein.“

Das war das Ergebniß des ersten Zusammentreffens zwischen Jakob Jordaens und Frau Aloisa Wollenplout.

Rubens kümmerte sich weiter nicht darum, auch die Schüler hatten das Ereigniß bald vergessen, denn täglich drängten sich die anziehenden Erscheinungen in dem Atelier des berühmtesten Malers der damaligen Zeit, wie die Niederländer zu sagen pflegten. Unterdessen machte Jakob wieder einen Besuch bei der Witwe, er machte einen zweiten, und endlich einen dritten. Frau Aloisa sah den jungen Mann mit großem Vergnügen wieder erscheinen, denn da sie gutmüthig und ohne Arg war, faßte sie schnell Vertrauen zu einem Menschen, in dessen Blicken und in dessen ganzem Wesen sie etwas Gerades und Ehrenhaftes zu sehen vermeinte, denn gerad und ehrlich war der gute Jakob, das mußten ihm selbst seine Feinde lassen. Bei einer vertrauten Unterhaltung sagte die Witwe, indem sie leise aufseufzte: „Ach, myn heer, wenn Ihr doch ein Maler wäret!"

„Und was dann?" fragte der junge Mann,

indem er mühsam die Freude unterdrückte, die ihm diese Bemerkung machte.

„Ihr solltet mich malen.“

„Liebe Frau Wollenplout, da könnt Ihr schon Einen finden, zum Beispiel gleich Peter Aalhappes dort an der Ecke; er hat zwar bis jetzt nur Thierstücke gemalt, zuweilen aber auch einen Tisch mit Käse, Heringen und einem ausgeputzten Lichte daneben, aber —“

„Nein, mein verehrter Herr, ein Mann, der bis jetzt nur Käse gemalt hat, wird nicht geeignet sein, eine Dame von meiner Distinction auf die Leinwand zu bringen. Es liegt mir nicht daran, wer mich malt, ich will von einem berühmten Maler, oder wenigstens von dem Schüler eines berühmten Malers gemalt sein. Kennt Ihr Herrn Jakobus Jordaens, er ist ein Schüler des Meisters Petrus Paulus Rubens?“

„Ich kenne ihn. Habt Ihr von seiner Hand etwas gesehen?“

„Ja, eine bußfertige Magdalena, die von starkem Leibesumfang war, und die, wenn sie

aufſtände, Mühe hätte, ohne Hülfe von einem Orte zum andern zu watſcheln.“

„Und dies gefiel Euch?“

„Nein. Wenn eine Weibsperſon ſich Sorge macht, ſo wird ſie nicht fett. Das iſt nicht wahr. Ich würde deshalb auch niemals danach trachten, als bußfertige Magdalena gemalt zu werden, abgeſehen davon, daß ich nichts begangen, was ich zu bereuen hätte wie jene Perſon, die ſich für alle Zeiten einen ſo ſchlechten Ruf gemacht hat. Nein, ich möchte als Venus gemalt ſein.“

Dabei ſah die Witwe ſo ſchalkhaft lächelnd mit ihren blauen Augen den armen Maler an, daß dieſer ſich nicht anders zu helfen wußte, als daß er ſein Geheimniß kundthat, und verſprach, er wolle die Witwe malen. Die Sache war abgemacht.

Aber Jordaens hatte nicht den Muth, es dem Meiſter zu geſtehen; dieſer aber merkte etwas von Dem was im Werke war, und ſagte eines Tages ſcherzend: „Lieber Jakob, ich kann dich nicht hindern zu malen was oder wen du

willst, bedenke aber nur das Eine: wir Holländer dürfen uns vor der übrigen Welt nicht lächerlich machen, ohnedies stehen wir in dem Rufe, daß wir das Edle, Erhabene und Feine in der Natur nicht aufzufassen verständen und daß wir, wenn ein solcher Gegenstand uns vorkommt, oder wir ihn aus der Phantasie schaffen sollen, wir hinter den italienischen, den spanischen, ja selbst hinter den deutschen Malern weit zurückblieben, was die Großartigkeit, die Würde und das elegante Ebenmaß in den Formen bei unsern Schöpfungen betrifft. Ich selbst entgehe dem Vorwurf nicht, daß meine Madonnen viel zu irdische und gewöhnliche Frauen seien. Es mag sein; ich will offen bekennen, es ist etwas Wahres an der Sache. Als ich in Italien war, hab' ich wohl gesehen, daß es Weiber gibt, die schön sind ohne dabei in ihren Formen auszufließen, und von den Spanierinnen und Französinnen gilt Dasselbe. Dennoch — ich liebe mein Vaterland, und will nichts Anderes sein als ein niederländischer Maler. Die Frauen hier zu Lande sind mir so lieb, daß ich bereits

jetzt die zweite schon mir zur Gefährtin gewählet, obgleich ich manche hübsche Französin, manche glühende Spanierin hätte haben können. Genug, es geht aus Allem hervor, was uns die Welt vorwirft, daß wir vorsichtig und auf unserer Hut sein müssen. Ja nicht über eine gewisse Grenze hinaus! Du verstehst mich. Was wir noch schön nennen, nennen andere schon längst häßlich. Gelangt ein solches Bild, in dem uns gleichsam der Niederländer in den Nacken schlägt, in die Fremde, dann entsteht ein heilloser Lärm, und des Spottens über unsere brave ehrliche Kunst wird kein Ende. Und das thut mir in der Seele weh, denn Niemand weiß besser wie ich, was wir werth sind, und wie sauer wir es uns werden lassen, das Unserige zu leisten."

So sprach Meister Rubens, und Jordaens hörte ihm kleinlaut zu, denn seine Venus war schon fertig. Gerade an dem Tage wo diese Predigt gehalten wurde, hatte er den letzten Pinselstrich an seinem Bilde gemacht. Auf diesem Bilde sah man Frau Wollenplout als Venus, umgeben von ihren drei Grazien, und

einen gewaltig dicken Pan, der diesen Göttinen Früchte und Blumen bringt. Wer das Bild ansieht muß lachen, denn man kann sich nichts Tolleres denken, als diese drei wampigen Grazien, und etwas über sie erhoben diese dicke Venus auf ihrem Blumenthron wie in einem Lehnstuhle sitzend und auf den Beschauer niederlächelnd. Es wird Einem schwül, nicht aus Aufregung, denn diese vier Göttinnen üben nicht den mindesten Reiz aus, sondern nur weil man sich unwillkürlich in die Nähe so vieler heißen und schwitzenden Körper versetzt fühlt, die alle auf einen kleinen Platz zusammengepackt sitzen. Nichts könnte besser die Grillen verscheuchen, als wenn man dieses Bild in seinem Zimmer aufgehängt vor sich sähe, denn der gutmüthige Ausdruck der Venus, ihre große Selbstzufriedenheit und ihre naive, fast möchte man sagen kindliche Laune macht einen heitern Eindruck und löscht alles Widrige aus, das sonst wol an einem so gänzlich verfehlten Gegenstande haften würde.

Als Rubens dies Bild sah, wurde er ernstlich böse und verbot, daß es öffentlich zur Schau

gestellt werde, und daß Jordaens sich als dessen Schöpfer nennen sollte. Jordaens begriff von alledem nichts, er hatte in allem Ernste ein schönes, selbst verführerisches Bild zu malen gemeint, und in jeder Fettfalte seiner Göttin sah sein flamändisches Auge Liebesgötter lauern. Uebrigens das Ende vom Liede war, daß er die Witwe heirathete. Er brachte dieses große Packet Reize an sich, er wurde der Mars dieser Venus. Frau Wollenplout hatte nicht umsonst sich gerühmt, die Mutter des Cupido zu sein, sie wurde jetzt von einem der Pfeile ihres leichtfertigen Sohnes durchbohrt. Uebrigens brauchte man kein guter Schütze zu sein, um Frau Wollenplout nicht zu fehlen, wenn man es einmal darauf ansetzte sie zu treffen, sie bot allzuviel Seiten ihrem Verderben dar.

Dies ist die Geschichte der dicken Witwe zu Mecheln, die gern als Venus gemalt sein wollte. Nun gehe hin, Leser, und betrachte dir das Bild auf der Galerie.

Der Traum der Aebtissin.

Holbein.

„Beate, bringe meiner Schutzheiligen, der guten Anna, diesen Ring. Er ist von Diamanten und in der Mitte hält er einen Rubin von großem Werthe. Der Rubin bedeutet mein Herz, das ich ihr widme."

Die Klosterschwester ging.

Die Aebtissin sank in ihren Armstuhl zurück. Sie war zufrieden mit sich. Seit sie den Scepter im Kloster führte, blühte die fromme Anstalt. Von nah und fern kamen ihr Beweise von vornehmen Herrn und Damen, die ihre Verdienste anerkannten, Geschenke ihr übersendeten, die sie dem Schatze des Klosters übergab. Alles war in Ordnung. Wie glücklich sind Die, die sich keinen Vorwurf zu machen haben, die, wenn sie auf ihr Leben zurück-

schauen Alles so finden, wie es sein soll. Es gibt deren gewiß Wenige, aber es gibt deren doch. Das soll uns trösten, wenn wir selbst Gerechte klagen hören, daß es ihnen nie gelingen will, ihrer Pflicht ganz zu genügen, und die immer noch etwas an sich zu ändern und zu verbessern finden.

Die Aebtissin, bevor sie in Schlummer sank, warf einen Blick durch das Fenster, das auf den Vorplatz des Hauses führte. Sie sah ein Bettelmädchen dort stehen, das auf eine Gabe wartete. Die Schaffnerin kam hervor, übergab dem Kinde eine kleine Schüssel mit Milch und sagte dabei: „Die Hälfte ist für dich, die Hälfte für deine alte kranke Mutter.“

Die Aebtissin hörte noch diese Worte, dann entschlummerte sie.

Im Traume sah sie den Himmel geöffnet.

Die Aebtissin hatte sich schon lange gewünscht den Himmel zu sehen, jetzt sah sie ihn. Sie erblickte Maria auf dem Throne, und ein andächtiger Schrecken überflog sie, als sie das helle Gesicht sah, in welchem überirdische Mienen

glänzten, und in welchem doch noch die irdischen Züge des Mutterglücks und der Mutterfreude hindurchschienen. Maria saß da und sah dem Feste zu, das gefeiert wurde. Es galt eine schöne Handlung zu belohnen, die auf der Erde war vollführt worden, irgendein Sieg, den die Gottnatur über die widerstrebende Weltnatur davon getragen. Es wurde in himmlischen Zungen gesprochen und die Aebtissin bedauerte, daß sie nicht verstand, wovon die Rede war. Dabei rauschten die Fittiche der Engel so klingend durcheinander, es flossen die Gestalten wie Wolken bald dahin, bald dorthin, endlich ward es ihr so gut, daß sie im Gewirre die heilige Anna bemerkte, die eben der Mutter Gottes in tiefster Demuth Bericht abstattete. „Nun wohl", sagte die Aebtissin, zufrieden lächelnd, „nun werden wir doch hören, um welches Menschen Tugend der Himmel so viel Aufhebens macht." Die heilige Anna machte eben die dritte Verbeugung vor der Himmelskönigin, dann zeigte sie hinab auf die Erde, und sagte: „Nimm meine Fürbitte an, Maria, und beglücke mit deiner

Gnade das weibliche Wesen, das dort den Kampf der Tugend gekämpft und darin gesiegt hat.“ — Die Heilige zeigte dabei ganz deutlich auf die Klostergebäude, die man ganz in der Ferne auf der dunkeln Erde sich erheben sah. — „Ah“, sagte die Aebtissin, „sie meint mich.“ — Da tauchte an der andern Seite der Mutter Gottes eine Heilige auf und sagte: „Erlaube, Maria, die Sterbliche, von der hier die Rede ist, kämpft noch, — ich seh' es: wollen wir abwarten, bis sie siegt?“ — „Wer bringt uns hierüber Nachricht?“ fragte Maria. „Der Bote naht schon“, entgegnete die Heilige. Und die Wolken theilten sich und heranflatternd, in einem prächtigen blauen Mantel, der in breiten Falten sich um seine Glieder schlug, nahte sich der heilige Petrus selbst dem Throne. Alles an diesem würdigen Greise war Heiterkeit und schöne frohe Ueberraschung. „Sie hat gesiegt!“ rief er, und in diesem Augenblicke stimmten sechzigtausend Harfen einen jubelnden Hymnus an. Zu gleicher Zeit flogen die heilige Therese und Agathe in einem reizenden Tanz auf die

Wolkenbühne. Nichts Schöneres konnte man sehen, als diese lieblichen Himmelsblumen, die wie zwei weiße Rosen an einem Stiele, die der Morgenwind bewegt, gegeneinander sich neigten, und anmuthig wieder zurückwichen. Die Harfen wütheten gegeneinander: ein Strom von Melodien floß in die erhellten Wolkenhallen. Als Therese und Agathe in einer schwesterlichen Umarmung, in einer entzückenden Gruppe, den Tanz geendet, schwiegen auf einen Moment die Harfen und man sah vor ihrer Orgel Cäcilie sitzen und himmlische Klänge ihr entlocken. Nach dem Takte dieses herrlichen Spiels stellten sich die Engel bald in diese, bald in jene schöne Gruppe zusammen; eine immer entzückender als die andere. Alles war Licht, Alles war Freude. Da rollten ungeheure Wolkenmassen auseinander, die Accorde einer Jubelhymne, von Millionen Stimmen in einem Tumult des Liebeswahnsinns ausgetönt, machte die Gewölbe des Himmels zittern, und oben auf dem Wolkenaltane erschien, Gott Vater, den göttlichen Sohn an der Hand. Beide hatten bis jetzt in geheimer Berathung

sich in das Innerste des Himmels zurückgezogen. Eine Welt jenseit des Saturn war durch Sünden und Verirrungen in tiefe Zerrüttung gerathen, sie mußte gerettet werden, und dieser unglückliche leichtsinnig umherirrende Weltball war der Gegenstand der Berathung der höchsten Liebe und Weisheit geworden. Jetzt da die Sache entschieden war, der Rettungsplan festgesetzt, jetzt erschienen Vater und Sohn wieder im Kreise der Bewohner des Himmels. Der Erzengel Gabriel kam, eine tiefe respectvolle Verbeugung zu machen, gleich hinter ihm erschien die göttliche Mutter, die, als sie in Verehrung niedersinken wollte, von dem Vater liebevoll zu sich herangezogen wurde. Die gesammten Himmelsscharen feierten diese Begrüßung durch einstimmigen Ausruf bewundernder Freude. Von neuem begann das Concert. Eine einsame Flöte klagte in Tönen grenzenlosen Schmerzes und erfüllte die Hallen des Himmels mit Trauer. Sie stellte die Seele vor, die da suchet und nicht findet. Aus der Tiefe des Empyrämus antwortete ihr eine andere Flöte und diese

Stimme goß eine Süßigkeit unnennbar wie die Seligkeit selbst in weichen Melodien aus. Es war die Stimme des rettenden Geistes. Die klagenden Töne kamen von Wolke zu Wolke immer näher, endlich fanden sie die rettende Stimme und schmolzen mit ihr in einen entzückenden Wohllaut zusammen. Die Töne verkörperten sich, zwei Liebende sanken sich einander in die Arme. Jetzt strömten die Harfen Siegeslieder aus, und aus der Höhe der ewigen Räume senkte sich eine Wolke hinab, die aus ihrem Schoose ein Schneegestöber von Lilien niederwehen ließ. Silberhelle und rosenfarbene Scheine flossen an Wolkensäulen nieder. Als dieser schöne Anblick beendet war näherte sich die heilige Anna nochmals dem Throne der Jungfrau, und empfing von ihr den Befehl, jene Sterbliche, die so schön gesiegt, hinaufzuführen und ihr im Traume den Himmel zu zeigen.

Die Aebtissin hatte bis hierher ruhig zugeschaut, jetzt war sie mit dem Gedanken beschäftigt, wie sie sich würdig dem versammelten Himmel zeigen sollte, denn es unterlag bei ihr keinem

Zweifel, daß Anna abgesendet worden, um sie zu bringen. Im Traum war es ihr, als müsse sie schnell eilen, um wieder auf ihren Lehnsessel zu kommen, damit die Heilige sie finden könne, und nicht genöthigt sei, sie zu suchen und dadurch Zeitverlust hervorzubringen. Auch dachte sie daran, daß das Spitzenhäubchen, das sie aufgesetzt, als sie sich behaglich zur Ruhe gesetzt, nicht der vorgeschriebenen Nonnentracht entspräche, und daß es wol leicht Anstoß erregen könne, als zu weltlich und wenig für die Würde und das Alter seiner Trägerin passend. Wie sie noch im Traume mit dem Spitzenhäubchen beschäftigt war, erblickte sie zu ihrem Erstaunen, daß Anna bereits wieder zurück war, und an ihrer Hand ein Wesen führte, das sehr schlank und fein gebaut war, in ein Mieder von Kattun, ein grobes wollenes Röckchen und eine blau und weiß gewürfelte Schürze gekleidet war. „Hm!“ sagte die Aebtissin, „ich kann mich wirklich nicht besinnen, daß ich sollte in meiner Jugend einen so dürftigen Anzug getragen haben; indessen es muß doch so sein. Es ist

nur auffallend, daß die heilige Anna mich nicht nimmt wie ich jetzt bin; aber freilich auch schon in meiner Jugend brachte ich Dinge zustande, die alles Rühmens werth waren. Es kann sein, daß eine solche frühe gute Handlung, die unterdessen in Vergessenheit gerathen, jetzt nachgeholt wird. Das ist ganz hübsch und sehr gütig und aufmerksam von meiner Heiligen gehandelt." Während die fromme Dame noch so sprach, konnte man das bleiche, in Entzückung emporgehobene Antlitz der Kleinen sehen, die Anna an der Hand hielt, und ihre magern gehobenen Händchen, die sie gleichsam demüthig bittend, als wolle sie all den Glanz und die hohe Ehre von sich abwenden, gegen die Heilige richtete. Jetzt sah die Aebtissin, daß sie es nicht war, daß es das arme Bettelkind war, das sie hatte auf der Hausflur stehen und die Schale mit Milch empfangen sehen. Sie rieb sich im Traume die Augen, als sähe sie schlecht und nicht deutlich. Aber die kleine Bettlerin war es und Niemand anders, und wegen eines solchen Geschöpfes dieses Aufhebens im Himmel! Und

was hatte sie gethan? Nicht der Rede werth! Sie hatte, trotzdem daß sie bereits zwei Tage gehungert, ihrem Gelüste widerstanden, und die ihr zukommende Milch ebenfalls der kranken Mutter gegeben. Die Aebtissin fand diese sogenannte gute That so miserabel, daß ihr bei all dem Gepränge und Gejauchze im Himmel wegen des Bettelkinds übel wurde, und sie im Traume nach dem kleinen Gläschen mit Magenelixir griff, das neben ihr im Eckschränkchen stand. Sie verließ den Himmel und erwachte in ihrem Lehnsessel, indem die Klosteruhr zwölfe schlug. Sie rieb sich die Augen, und rief: „Beate!"

„Was befehlen Ihro Gnaden?"

„Geh hinab in die Kapelle und nimm der heiligen Anna den Ring wieder weg, den ich ihr heute geschickt habe."

Mit diesem Traumgebilde im Zusammenhange mag sich der Leser das Bild zeigen lassen,

das Holbein gemalt, und das eine selbstzufriedene, wohlgenährte, stattliche Dame vorstellt, die sich in ihrer weltlichen Tracht dem Beschauer zeigt. Es ist unsere Frau Aebtissin, die nach Aufhebung der Klöster in dieser Gestalt dem Maler bekannt wurde. Sie hat im Vertrauen ihm jenen Traum erzählt, und daß es ihr demzufolge keine eben allzugroße Ueberwindung gekostet, das fromme Gewand abzulegen. Sie ist jetzt eine reiche Frau, der Alles zu Diensten und zu Willen geht, und der es nie begegnet, daß ein elendes Bettelkind ihr vorgezogen wird.

Der alte Schulmeister

Gerhard Douw.

Wollt ihr einen ehrlichen alten Mann sehen, so seht den Meister Hieronymus Lobskin, den alten Schulmeister wie ihn Gerhard Douw in unübertrefflicher Weise dargestellt hat. Er steht vor dem Fenster und spitzt sich eine Feder zu; hinter ihm in der Tiefe des Zimmers ist die Schule.

Um euch zu zeigen, wie Meister Lobskin's Weise seine Schüler zu unterweisen war, will ich eine Betrachtung mittheilen, die er bei Gelegenheit eines Gesprächs in der Schenke zum goldenen Fasse den Gästen zum besten gab. Sie lautete so.

„Wie ich in meiner Jugend mancherlei Städte und Gegenden sah, machte ich meine Betrachtungen über die einen wie die andern.

Ich will euch sagen, in mir steckte schon der künftige Schulmeister, obgleich ich damals andere Dinge trieb und andere Dinge im Kopfe hatte. Aber der Mensch arbeitet unbewußt nach einem Ziele hin, das ihm der Himmel weiß welche Hand steckte. Mancher, dem die schönsten Mittel zugebote standen, sich zu etwas Großen auszubilden, arbeitet sich ordentlich künstlich zum Taugenichts aus, und wenn er mit seiner Arbeit fertig ist, steht er als gemachter Mann in seiner Art da, Andern zum Exempel. Vielen steckt eine kleine Gabe, eine winzige Kunstfertigkeit in der Seele, die sie so lange bei sich herumrühren und hin und her wälzen bis etwas daraus wird, und sie Ruhm und Ehre einlegen, da doch Jedermann dachte, sie würden spurlos ihren Weg gehen. In mir steckte, wie gesagt, der Schulmeister. Wenn ich in eine fremde Stadt kam, so sah ich mir die erste beste Straße an und dachte mir dabei, nach welcher Ordnung sie wol gebaut sei. Da fand ich denn Häuser, eins wie das andere, und Keiner der Bauherrn hatte gewagt, auch nur um wenige Schritte aus

der Linie hervorzutreten, oder seinem Hause etwas anzufügen, das der Nachbar nicht hatte, etwa einen hübschen Erker oder sonst etwas. Im Ganzen war dies zu loben, denn ich konnte mir schon denken, daß wenn gar keine Ordnung dabei gewaltet, der Eine ein arg bös Bauwerk, der Andere ein leichtfertig Gaukelhäuschen, der Dritte einen schwerfälligen alten Kasten hingestellt haben würde; welches denn der Stadt einen bösen Leumund verschafft haben würde, als wenn Leute daselbst gebaut, die im Kopfe nicht recht richtig. Allein auf der andern Seite, die allzugroße Regelmäßigkeit gefiel mir auch nicht. Ich dachte mir, in jenem Hause sitzt vielleicht ein Mann, der viel Licht liebt, dem nicht genug Sonnen- und Mondlichter ums Haupt tanzen können, und der es nun dulden muß, daß er, wie sein Nachbar, aus einem engen Fensterloche hervorschauen muß. In jenem Hause lebt vielleicht ein Fräulein, das sich gar so gern in linden Sommernächten auf einem platten Dache ergehen möchte, von wo aus sie ihren Freunden winken könnte, und die Ent-

fernten grüßen; und dieses Fräulein muß nun ihre Tage in dem engen geschlossenen Gemach verleben. Ohne Zweifel wird sie mürrisch und sie gleitet von dem Wege der Tugend ab, lediglich deshalb, weil sie nicht so viel Freiheit, Licht und weite Fernsicht hat, als sie zu ihrer Entwickelung nöthig hat. Und so Mancherlei. Ist es mit der Erziehung anders? Bauen wir nicht da auch Straßen, schnurgerade und eine so wie die andere? Gestatten wir ein breites Fenster, wo eines so nöthig wäre? Messen wir nicht Licht und Raum Einem gerade so zu wie dem Andern. Meine Freunde, das ist es, was ich schon damals dachte, als ich die Fremde besuchte, und als ein junger Bursche mir die Städte und Gegenden ansah. Später als ich Schulmeister wurde, beschloß ich meine kleinen Bauten ganz besonders einzurichten. Ich nahm mir vor, Straßen anzulegen, wo nicht ein Haus sein sollte, wie das andere, aber auch nicht aberwitzig und albern, sondern nach einem feinen Plane, den ich mir in meinem Kopfe ausgesonnen, und der auch den Beifall der Welt

haben sollte. Denn ein Sonderling wollte ich nicht sein, und Einer, dem die Pflicht obliegt, an eines Menschen Thun und Treiben die erste schaffende Hand zu legen, der ihn gleichsam als Haus in eine Straße einsetzen soll, die der Stadt, das heißt dem Gemeinwesen, zur Zierde dienen soll, darf nicht leichtsinnig nach leeren Phantastereien hanthieren, sondern strenger Rüge des ewigen Bauherrn gewärtig sein. Also wie erzog ich meine Kinder? Ich kann euch sagen, es ist Keiner genau so wie der Andere aus meiner Werkstätte hervorgegangen, und ich darf es zu Gottes Ehre behaupten, es hat in meiner Straße kein ganz misrathenes Haus gestanden, das man hat wieder einreißen müssen, weil keine Creatur darin hat wohnen mögen. Woher kam das? Nun ich merkte mir, wo ein großes weites Fenster nöthig und wo mit einem engen schmalen konnte vorliebgenommen werden. Ich spürte nach, wo viel Raum und Blick in die Ferne Bedürfniß, und wo andererseits bescheidene Enge und Abgeschlossenheit ein Glück war. Funfzig Jahre baue ich nun nach diesem Plane, und

ich kann wohl sagen wunderliche Häuser waren darunter. Besinnt ihr euch auf Jert Blicher, der bei Seiner Ehrwürden, dem Erzbischof zu Lüttich, Haus- und Hofmeister wurde, und den man nach Italien sandte um mit, ich weiß nicht welchem Cardinal über irgendeinen wichtigen Pact zu unterhandeln. Nun der ist als ein Haus mit lauter Erkern gebaut worden. Weshalb? Weil ich bei dem Burschen frühzeitig eine ganz besondere Lust verspürte, überallhin, und so weit wie möglich auszuschauen. Er wollte wissen, was in dem nächsten Gäßchen geschah und was auf einem entfernten Berge sich zeigte. Hätte ich dem alle Schaulöcher verklebt und hätte aus ihm ein Haus gemacht, wie die übrigen, mit fein ordentlich vertheilten Fenstern, es wäre etwas ganz Ordinäres geworden. Ihr habt ja Jans van Brugger gesehen? Armer Leute Kind, das ich in meine Schule bekam an jenem kalten Wintermorgen, als die Grete van Timpel erfroren auf dem Teiche beim Dorfe gefunden wurde. Es sind nun über dreißig Jahre her. Ich sehe den Morgen wie heute. Der Knabe

wollte zu keinem Dinge taugen. Mismuthig saß er da, die Augen gesenkt, das Haar über die Stirne hingekämmt, und die langen magern Hände auf beiden Knien vor sich hingelegt. Was sollst du aus dem für ein Haus machen? dachte ich. Ich fing an zu bauen. Das Untergeschoß war schon fertig, da merkte ich, es taugte nicht, riß es wieder ein. Ich legte ein Haus mit Säulen an, und einem weiten Vorplatz, weil ich dachte, in dem tiefsinnigen Burschen steckt vielleicht ein Künstler. Aber auch das nicht. Endlich baute ich einen dunkeln, verschlossenen Bau, darin wenig Licht, aber viel Ordnung, feste Treppen, große Speicher, geräumige Keller. Und siehe da, unser Jans van Brugger ist nun der große Handelsherr und reiche Wechsler, den ich jedesmal besuchen muß, wenn mich alle fünf Jahre einmal mein Weg in das prächtige reiche Antwerpen führt. Und so hab' ich meine Straße gebaut, und baue noch. Gott gebe Segen."

So der alte Schulmeister.

Habt ihr ihn aus dieser Aeußerung achten

gelernt, so sollt ihr ihn jetzt auch lieben lernen. Es war zu der Zeit, als die Niederländer damit umgingen, das spanische Joch von sich abzuwerfen. Hieronymus, oder wie sein Vater ihn nannte, Rony war damals siebzehn Jahr alt, und schickte sich an, seine erste Wanderschaft in die Welt zu beginnen. Aber da war Claas Ryps' Tochter, die schöne Bathseba, die widersetzte sich dem Ansinnen Rony's in allem Ernste, ohne doch dabei ein Wort zu sprechen oder durch eine Miene sich es merken zu lassen. Es war etwas in dem Wesen der Jungfrau, das, wenn Rony ihr auf dem Kirchwege begegnete, ganz deutlich und zugleich in allen Sprachen der Welt ihm zurief: „Du gehst nicht! Du bleibst!“ — Was sollte daraus werden? Hieronymus mußte fort, es war die höchste Zeit, denn die flandrischen Städte warben überall Soldaten, und wenn er nicht wollte, wohl oder übel, in einen bunten Rock gesteckt sein, so mußte er fort. Er faßte sich also ein Herz und als er eines Abends Claas Ryps' Tochter, wie jene erste Bathseba allein im Garten sah, aber nicht

badend, trat er zu ihr heran, und sagte: „Was ist es, Mägdlein, warum läßt du mich nicht ziehen?“

„Ich? Euch nicht fortlassen? Wer hat Euch das gesagt?“

„Dein Auge.“

„Ei, seht, Herr Hieronymus, so hab' ich ein Auge, das einfältige Reden führt.“

„Ach, nur gar zu liebliche.“

„Geht! Ich will Euch gute Reise wünschen! Seht, das sagt Euch mein Mund.“

„Wer nun der Lügner von Beiden ist, das ist die Frage.“

„Ihr sollt schweigen.“

„Gut, so laß auch ich mein Auge sprechen.“

„Und was sagt das?“

„So schau hinein, Mägdlein.“

„Ich mag nicht durchs Fenster, das man unvorsichtig offen gelassen, in fremde Häuser schauen.“

„Versuch's nur einmal, das Fenster ist mit Absicht offen gelassen.“

„Gut, ich will hineinsehen, aber kann ich

hinausjagen was ich im Hause finde, was mir unangenehm ist?“

„Das sollst du immerhin dürfen. Das ganze Haus sollst du nach deinem Willen ordnen und umgestalten.“

„So will ich meine Ansicht sagen: prüft ob sie richtig ist. Im Innern des Hauses sitzt eine Weibsperson, die laßt darin sitzen, sie schadet Euch nicht, im Gegentheil sie wird das Haus in Ordnung halten, und darauf sehen, daß die Fremde Euch keine ungefügigen Gäste hineinbringe!“

„Ach, du liebes Mädchen! Also mit dir im Herzen soll ich in die Fremde ziehen, und du willst bei mir bleiben, mich nicht verlassen, wohin ich auch gehe?“

„Hab ich das gesagt?“

„Freilich!“

„Nun so ist Mund und Auge bei mir beides nichts nutze!“

„Ich will sie strafen!“

Und der glückliche Jüngling drückte Küsse auf Mund und Auge. Es ist aber ein altes

Unglück bei den Bathsebas, sie werden immer belauscht. So auch hier. Herr Claas Ryps war Zeuge gewesen von dem Strafkuß, er kam herbei, und jetzt sollte die erste Silbe ohne die zweite zur Wahrheit werden, aber das Liebespaar flehte so rührend, daß doch die letzte, der Kuß, die Oberhand gewann, und zwar als väterlicher Versöhnungskuß. Seba und Rony waren sonach von Gott und Welt einander zugesprochen.

Könnt ihr euch den guten alten Schulmeister denken als feurigen Liebesknaben? Ach ja! In dem ehrlichen Gesicht sitzt unter den vielen Runzeln das Fältchen der Zärtlichkeit in den Augenwinkeln verborgen. Dies Auge hat einst schelmisch geblitzt.

Der junge Bursch zog nun in die Fremde. Ein Pröbchen von Dem, was er auf Reisen lernte, haben wir schon gegeben. Drei Jahre waren vergangen, da kam er heim, ganz plötzlich, ganz unerwartet, ganz heimlich. Im Dorfe gab es viel Leben. Graf Hoorn hatte sein Quartier dorthin verlegt, und in allen Gassen

wimmelte es von Soldaten. Bei Meister Ryps war ein Lieutnant einquartirt, ein blutjunges, vornehmes Herrchen, das sich seine ersten Lorbern verdienen wollte. Er fing es nur verkehrt an. Die schöne Tochter Claas Ryps' schien ihm die verwandelte Daphne, von deren Armen und Busen er die Lorberblätter pflücken wollte. Rony erfuhr dies Vorhaben, und, machte sich obgleich er kaum von einem schweren Krankenlager erstanden, rasch auf den Weg, das bedrängte Mädchen zu befreien. Er kam zu spät. Der Frevel war geschehen, das arme Kind überlebte seine Schmach nicht, es gab sich selbst den Tod. Das war ein schwarzer Tag für unsern armen Hieronymus! Mußte er darum aus der Fremde heimgekehrt sein!

Jahre vergingen; Hieronymus war von neuem in die Welt gezogen und jetzt kam er heim um daheim zu bleiben. Er war ein Mann über vierzig Jahre hinaus, lebte unverheirathet, und war ein wohlbestellter Schulmeister.

Eines Abends klopfte es an seine Thür. Er öffnete, und eine derbe Gestalt, blut-

befleckt, und den Arm in der Binde trat ihm entgegen.

„Ihr seid der Schulmeister des Orts?“ fragte Jener.

„Das bin ich.“

„Wir führen einen Verwundeten bei uns, man verfolgt uns, könnt Ihr den Mann nicht für heute Nacht bei Euch bergen? Morgen kommen wir und holen ihn ab.“

„Wo ist Euer Mann?“

„Braucht Ihr das zu wissen? genug, er wird verfolgt, und Ihr könnt ihm sein Leben retten.“

„So bringt ihn.“

In der stillen Kammer, auf dem Lager des Schulmeisters lag der Bewußtlose. Leise mit der Leuchte an ihn herantretend, schob Hieronymus das Tuch fort, das sich halb über das Antlitz des Liegenden gebreitet. Wen erblickte er? Jenen Elenden, der ihm sein höchstes Gut einst geraubt, den Mörder seines Mädchens, den Zerstörer seiner schönsten Lebenshoffnungen. Es zuckte durch seine Seele, wie ein Blitzstrahl,

leise deckte er das Tuch wieder über das bleiche Antlitz. Jetzt donnerten Schläge an die Thür. Sie wurde mit Gewalt geöffnet, Söldlinge drangen ein. Die spanischen Truppen hatten das Dorf besetzt, man suchte den ehemaligen Genossen des auf dem Blutgerüste gefallenen Grafen Hoorn.

„Hat sich kein Verbrecher unter dein Dach gerettet?“ lautete die Frage.

„Ich wohne mit meinem kranken Bruder allein in dem Häuschen“, entgegnete fest Hieronymus. „Ich bitte euch, stört die Ruhe des Todtkranken nicht, der eben in einen leichten Schlummer gesunken. Dabei öffnete er die Thüre der Kammer und zeigte auf den in den Decken Gehüllten. Die Soldaten wichen zurück, der Anführer winkte, die erste, ruhige Sprache des Mannes hatte sie überzeugt, daß er sie nicht täusche. Wenige Augenblicke darauf, und das Häuschen war von seinen lästigen Besuchern befreit.

Am andern Morgen wurde der Verfolgte vollends in Sicherheit gebracht. Nie hat er

erfahren, wer ihn in jener Nacht gerettet. Seht, das war eine That unsers Schulmeisters.

Ihr habt nun gehört wie er seine Kleinen zu Männern heranbildete, ihr habt gesehen, wie er selbst als Mann zu handeln verstand, denn einem Manne wie er sein soll, geziemt nicht, das Schwert der Rache zur Hand zu nehmen, wenn ohnmächtig der Gegner daliegt. Ja, damals als Hieronymus selbst noch ein wilder Bursche war, und ein nicht minder wilder der junge Offizier, da hätten Beide nicht auf einem Wege zusammentreffen dürfen.

Genug jetzt von diesem Schulmeister, den uns unser trefflicher Meister Gerhard Douw so unübertrefflich in seinem ganzen Thun, Treiben und Wesen vor Augen gebracht hat, wir wollen etwas von dem Künstler selbst hinzufügen.

Er war der Jahre eines Glasermeisters, 1613 zu Leyden geboren. Der Vater bestimmte ihn Glasgemälde zu fertigen, allein da einmal das Unglück geschah, daß der junge Gerhard, eben als er in ein sehr hoch gelegenes Fenster, eine Glastafel einfügen wollte, von der Leiter

glitt, und einen, zum Glück nicht lebensgefähr=
lichen Fall that, so wollte der Vater weiter
nichts mehr von der Kunst der Glasmalerei
wissen, und brachte den Sohn 1628 zu dem
berühmten Meister Rembrandt, dessen ausgezeich=
neter, mit Ruhm bedeckter Schüler er wurde,
und von dem er nun das Oelmalen lernte.
Es ist zu bedauern, daß er von der freien
kühnen Manier seines Meisters nichts sich an=
zueignen verstand, daß er im Gegentheil früh=
zeitig in das Kleine, ja in das Kleinliche über=
ging. Er malte selten Bilder, die die Höhe
eines Schuhs überragten. Alles in diesen Bil=
dern war auf das minutiöseste ausgeführt. Er
machte dadurch die Kenner staunen, und ent=
zückte die Liebhaber, die nichts angelegentlicher
wünschten, als ihre Cabinete und Schreibtische
mit solchen kleinen Wunderwerken des Pinsels
zu schmücken. Sandrart selbst gesteht, daß er
außer sich selbst gerathen sei bei dem Anblick
eines Besenstiels, den der Künstler mit einer
solchen handgreiflichen Natur, und zugleich in
solcher zierlichen Glätte ausgeführt, daß man,

man mochte suchen wo man wollte, nichts Aehnliches im Bereiche der darstellenden Kunst entdecken konnte. Freilich, es blieb ein Besenstiel, und Douw hatte, nach seinem eigenen Geständnisse drei volle Tage nur an diesem Stiel gemalt. Für Diejenigen, die sich von ihm porträtiren ließen, wurde diese Aengstlichkeit in der Ausführung zur Marter. Er rückte nicht vor. Der Sitzende verlor die Geduld, in seinem Gesichte zeigten sich jene abgespannten und trockenen Muskeln, die der Physiognomie etwas unendlich Nichtssagendes geben, und die unwillkürlich dem Beschauer von den Qualen einer langen und gelangweilten Sitzung Kunde geben. Man zeigt in Paris das Bildniß einer jungen Dame, die nicht allein gelangweilt, sondern selbst zornig und innerlich ergrimmt ausschaut. Die Arme, sie hatte vielleicht hundert Sitzungen zu überstehen gehabt, und es fehlte ihr die philosophische Ruhe eines Besenstiels. Dabei war Douw stolz auf diesen Fehler; er antwortete einem bescheiden Tadelnden: „Wenn ich nicht so langsam arbeitete würde ich dann wol

für die Unsterblichkeit arbeiten?" Welch ein Irrthum!

Beim Porträt ist die geniale Auffassung des Lebens die Hauptsache, und diese gewinnt nie ein Maler, der anatomirend an seinem Original herumarbeitet, und während er an einem Härchen herumtiftelt, gerade die Schwingung eines vibrirenden Nervs, der in diesem Augenblick eine Muskel in Bewegung setzt, unbeachtet läßt. Eine andere üble, ja verderbliche Methode hatte sich der Meister angewöhnt, die ebenfalls keinen andern Grund hatte, als das Verlangen, nur recht genau den gegebenen Gegenstand aufzufassen. Nämlich er brachte einen Rahmen mit in Quadrate gezogenen Fäden zwischen sein Auge und den Gegenstand, der gemalt wurde, und da malte er in jedes Quadrat nur gerade soviel hinein, als er in der Natur darin eingeschlossen sah. Eine verdammenswerthe Methode, und es ist wahrlich anzunehmen, daß Gerhard Douw nicht wegen derselben, sondern trotz derselben ein guter Maler wurde. Mit einem Worte, seine Bildnisse haben keinen großen

Werth, desto größern die, die wie der Kopf unsers Schulmeisters, er nicht nach dem Leben, sondern aus dem Leben auffaßte. Es mußte das Werk im Innern sich ihm zu einem neuen und besondern umgestalten, dann erst kam das Verdienstliche zu Tage; ein gegebenes Modell faßte er wie den Besenstiel auf, mit einer grausamen und für den Künstler selbst verbrecherischen Treue.

Angesehen und ein großes Vermögen hinterlassend starb Douw ungefähr ums Jahr 1680. Unter seinen Schülern ist Mieris der berühmteste.



Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.





